

Essenzen künftigen Christseins

Nachbetrachtung und Textsammlung zum
Rothenfelser Jubiläum „100 Jahre unsere Burg“

ROTHENFELS
1919 – 2019
100
JAHRE
UNSERE BURG



Vorwort und Dank

- 2 | **Vorwort und Dank**
Niklas Krieg

ESSENZEN KÜNFTIGEN CHRISTSEINS

- 3 | **Ein Versuch**
Joachim Negel
- 5 | **Ein Tagungsbericht**
Phillip Fuhrmann
- 7 | **Ein Aufruf**

DIE EINSENDUNGEN

- 8 | **Grußwort, Kinderglaube, Vorbetrachtungen**
M. Dreyer, Kinder im Religionsunterricht der 4. Klasse, B. Stolzenberger
- 11 | **Verletzlichkeit und Heilung**
H. Keul, G. Hueck, A. Hamers
- 15 | **Vertrauen und Trost**
H.-P. Crone, W. Thierse, M. Schwarzenböck, R. Dingeldey
- 20 | **Glaube**
I. Elgert, B. Wagener, W. Klose, G. Kuhn, R. Kaps, R. Haubenthaler, G. Crone, C. Creutz, G. Bornowski
- 28 | **Dauerbaustelle Glaubensleben**
A. Grunwald, H.-J. Sander, M. Schaab-Hench, C. Lücking-Michel, J. Frank, U. Leimgruber, J. Crone, H. Benker, B. Hutt
- 38 | **Weltgewandt**
Sr. K. Ganz, St. J. Wimmer, M. Rey, R. Bucher
- 42 | **Orte des Glaubens**
Sr. C. Tatschmurat, E. Garhammer, M. Barbers
- 47 | **Nachbetrachtungen, Ein Brief**
A. Susewind, Hildegard
- 48 | **Impressum**



In unserem Jubiläumsjahr 2019 „100 Jahre unsere Burg“ wollten wir das christliche Vermächtnis von Burg Rothenfels zum Thema machen. Dabei interessierten uns nicht so sehr eine historische oder theologische Perspektive, sondern die Zeugnisse von Menschen, die Rothenfels und den Freunden der Burg verbunden sind. Diese, so hofften wir, würden einem Glaubensvermächtnis Kontur verleihen, das dem christlichen Leben auf der Burg entspricht: persönlich, erfahrungsbasiert und aus unserer Zeit – und damit zukunftsweisend.

Also fragten wir: „Was an meinem Glauben ist es unbedingt wert, dass es an die nächste Generation weitergegeben werden soll?“

Entgegen der Meinung, dass die Christen in Deutschland sprachlos bezüglich ihres eigenen Glaubens geworden seien, erreichten uns daraufhin etliche Einsendungen, die ein anderes Bild zeigten. Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen, Freundinnen und Freunde der Vereinigung, aufmerksame Leserinnen und Leser der Konturen, Persönlichkeiten aus Kirche und Welt haben uns spannende und bisweilen sehr persönliche Antworten auf unsere Frage übersandt.

Wir sind froh um diese große Resonanz und die wertvollen Beiträge – danke an alle Autorinnen und Autoren! Sie sind mit Ihren Texten zu Zeuginnen und Zeugen unseres christlichen Glaubens geworden – vielstimmig und authentisch.

Dass die Herausgabe der Texte nun mitten in die Zeit der Corona-Pandemie fällt, ist ein passender Zufall. Zahlreiche Umbrüche verzögerten zunächst die Fertigstellung. Jetzt, wo der persönliche Austausch an Orten wie Burg Rothenfels nur sehr eingeschränkt möglich ist, bildet die Lektüre der vielen Beiträge einen abwechslungsreichen Austausch anderer Art – und ist hoffentlich zugleich Inspiration für alle Leserinnen und Leser.

■ **Niklas Krieg**, Sprecher des Burgrats

Essenzen – ein Versuch

Was ist mir essenziell am christlichen Glauben, dass ich es weitergegeben wissen will an die nach mir kommende Generation?“ – so die Frage, die der Burgrat im Herbst 2018 anlässlich des Burgjubiläums einem Kreis von gut hundert Menschen gestellt hatte. 37 Antworten kamen zurück – man könnte versucht sein, die Zahl symbolisch zu fassen als Entsprechung zu den Lebensjahren Jesu. Was für Antworten wurden gegeben?

Natürlich solche persönlicher Art (*Was ist mir essenziell?*, lautete ja die Frage), zugleich aber doch Antworten, die von dem Wissen umgetrieben sind, dass das Persönliche kommunikabel sein muss, wenn es nicht im *Privatissimum* des Stillen Kämmerleins verenden soll. Das ist ja überhaupt eine der schwierigsten Herausforderungen eines Christenmenschen im 21. Jahrhundert: Rechenschaft abzulegen über den eigenen Glauben. Wir sind darin so wenig geübt (Wann spricht man schon einmal über das Größte, das zugleich das Fragwürdigste und Intimste ist?!). Es ist ja auch schwer und ungewohnt, die großen Worte („Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer von Himmel und Erde ...“) übersetzt zu bekommen in die Sprache des Alltags. Aber übersetzen müssen wir, wenn wir uns und anderen erklären wollen, was wir eigentlich meinen, wenn wir sagen: „Ich glaube“.

Was also gibt sich da zu erkennen in den 37 Antworten, die uns anvertraut wurden als intime Kostbarkeiten und die wir – nicht als konservative Lordsiegelbewahrer, sondern als höchst aktive Dispatcher – mittels dieses Heftleins weiterreichen sollen an den Kreis der Leser*innen und darüber hinaus?

Zu erkennen gibt sich zunächst zweierlei: eine spürbare Konzentration aufs Persönliche und eine nicht minder spürbare Reduktion ins Essentielle.

„Der Fromme der Zukunft wird ein Mystiker sein, d. h. ein Mensch, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein“ – kaum zufällig findet sich dieser berühmte Satz Karl Rahners gleich zweimal in unseren Texten (und in impliziter Form wohl in mehr als einem Dutzend). Was ist in meiner Rede von Gott beglaubigt durch mein eigenes Leben? Wo hingegen nehme ich den Mund zu voll? Dieser Enthusiasmus und diese Not durchzieht praktisch alle Texte. – Und dann fällt noch ein weiteres auf, nämlich dass es fast immer dreiteilige Zeugnisse sind oder doch immerhin dreifaltig lesbare, die uns da zugesendet wurden:

- Mein Leben ist kein Zufallsprodukt, ich bin nicht reduzierbar auf meine genetische Ausstattung, auf meine charakterlichen Merkwürdigkeiten, auf meine beruflichen Erfolge oder Misserfolge, auf mein gesellschaftliches Ansehen, die Dicke oder Dünne meines Bankkontos – vielmehr: Ich bin gewollt von Ewigkeit her, gewollt von einem Gott, der mich kennt und hält und in dessen Hand ich eingeschrieben bin für immer. Und deshalb wird *im letzten* (!) mein Leben gelingen, mag es im vorletzten auch noch so fragwürdig sein oder schwer.
- All dies wird mir deutlich an der Art, wie Jesus von Nazareth gelebt hat; an der Art, wie er sich entgegennahm aus der Hand seines Gottes und Vaters, im Vertrauen auf Den er sein Leben riskierte und Der sich ihm, dem getreuen Zeugen seiner Liebe, in der österlichen Errettung aus dem Tod als der treue Gott erwies.
- Aus dem daraus entspringenden Vertrauen, dass durch Jesus dieses endliche, durch und durch diesseitige Leben eine unaussprechliche Tiefendimension erhalten hat, die auch durch den Tod nicht mehr zu zerstören ist, möchte



FOTO: DOMINIK MEIXNER

ich leben mit den vielen, egal ob katholisch oder evangelisch oder agnostisch oder was immer auch sonst – mit all jenen vielen, die sich, mir ähnlich, anstiften und beunruhigen lassen von jenem Geist, der der Geist Jesu Christi ist und der ihn, den Auferstandenen, mit seinem Gott und Vater verbindet. Denn wo immer Menschen aus diesem dreifaltigen Geist leben, wird umrisshaft etwas sichtbar von jener Lebenswirklichkeit, die Jesus „das Reich Gottes“ nannte. [], Oh möchte es doch Wirklichkeit werden heute und hier!

Solcherart in 37 Varianten haben jene geantwortet, die auf unsere Frage geantwortet haben „Was an meinem Glauben ist es unbedingt wert, dass es weitergegeben werde an die nächste Generation?“ Geantwortet haben sie uns, indem sie sich selber geantwortet haben. Denn auch das lehrt unsere „Leserbriefaktion“: Authentisch kann ich nur das weitergeben, was ich selber verstanden habe.

„Seid bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“, fordert der Autor des Ersten Petrusbriefs seine Adressaten auf. Und dann weiter: „Aber antwortet demütig und bescheiden. So wird man euch keinen Vorwurf machen können.“ (1Petr 3,15f.) „Ant-Wort“ geben – das meint, eintreten in ein Resonanzgeschehen; meint, auf das an mich ergangene Wort mit einem Gegenwort, einem Widerwort reagieren, damit es sich mir und anderen aufschließe. Wir sollen ein Widerwort geben. Ist das nicht großartig!

Dagegen konnte man vor zwei, vielleicht noch vor einer Generation Eltern oder Lehrer in empörter Erregung tönen hören: „Du sollst keine Widerworte geben!“, wenn man einen Einwand hatte auf das, was sie einem sagten. Natürlich gibt es die vorlauten Widerworte, gesprochen aus der schlaumeierhaften Unbelehrbarkeit dessen, der sich partout

nichts gesagt sein lassen will. Aber es gibt auch das kritische (das heißt, das im Wortsinn „unterscheidende“) Widerwort: „Was genau meinst Du eigentlich, wenn Du sagst ‚Ich glaube‘?“

Widerworte, Gegenworte, Ant-Worte kann nur geben, an wen ein Wort ergangen ist.

In genau diesem Sinn gilt das große Wort des Apostels Paulus: „Der Glaube kommt vom Hören.“ (Röm 10,17) Und hier hat auch das schwierige Wort vom „Gehorsam“ seinen Ort; der Freiheit,

die einem Christenmenschen verheißen ist, steht es in nichts entgegen, ganz im Gegenteil: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“, sagt Paulus (Gal 5,1).

Frei wird, wer ganz Ohr ist; wer zu hören weiß, was da in seinem Innersten ankommen will. Wer in diesem echten Sinn des Wortes einmal *ge-hört* hat, was der christliche Glaube verheißt; wer in seinem „Seelengrund“ (wie Meister Eckhart und Johannes Tauler sagen) sich davon hat berühren lassen, der *ge-hört* zu Christus; der kann nicht mehr vergessen, was da vor seinem inneren Blick

und Ohr aufgeschieden und aufgeklungen war an Wunder, Schönheit, Trost und Kraft; dessen Herz und Seelengrund ist zum Resonanzraum Gottes geworden, und sein Leben zu einem Widerhall der Botschaft Christi.

Seit nunmehr 100 Jahren ist Burg Rothenfels ein Resonanzraum jenes Wortes, das kein Mensch sich selber sagen kann und sich doch sagen lassen muss, wenn er oder sie ein gottumfangener und -erschlossener Mensch sein will. Von jener sich selber aussprechenden Berührung legen die hier versammelten 37 Antworten Zeugnis ab. Sie verdienen aufmerkende, aufhorchende Leser*innen.

■ **Burgpfarrer Joachim Negel**



Essenzen – ein Tagungsbericht

Essenzen künftigen Christseins“ – So war auch die Jubiläumstagung am verlängerten Wochenende vom 07.–10. November 2019 zu „100 Jahre unsere Burg“ überschrieben. Es war Veranstaltungstitel und -ziel zugleich. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs fragten sich engagierte Christinnen und Christen desillusioniert von dem, was Menschen sich gegenseitig antun können, wie ein gelingendes Leben gestaltet werden kann – im Frieden mit sich, der Natur und den Mitmenschen. Aus diesem Suchen und Ringen heraus fand die Burg Rothenfels ihre Gestalt als christliche Herberge und Tagungsstätte. Nun, 100 Jahre später, erscheint uns die Welt wieder (oder immer noch?) in ihrer Komplexität und Überforderung als ständig sich Verlierendes. Vor allem die Institution Kirche – für ältere Generationen noch der nostalgische Inbegriff von Urgrund und Heimat, für jüngere oft eine seltsam ferne, auch schon belanglose Welt – scheint immer öfter nur Grund zu Frust und Unverständnis zu sein. Wie sehr wir darunter leiden, zeigt, wie sehr sie uns dann doch noch am Herzen liegt und drängt uns zu der Frage, wie man es anders, besser machen könne.

Und so fragten wir uns am Wochenende der Jubiläumstagung in also guter Tradition: Wie kann man heute überhaupt noch christlich sein? Wie kann ich meiner Gottesbeziehung im Alltag Ausdruck verleihen? Wie sieht ein angemessener Umgang mit Tradition aus? Was ist es, was mein Glauben und mein Leben trägt und wie kann ich es weitergeben? Wie können wir christliche Lebenselixiere greifbar machen?

Dem Vorbereitungsteam war klar, dass uns da kein alter, weiser Mann kommen wird, um all diese Fragen befriedigend zu beantworten. Antworten darauf können nur sehr persönlich gegeben werden und finden sich im gemeinsamen Gespräch. So sollte auch diese Tagung keine Vortragstagung sein, sondern es wurden Referent*innen eingeladen in Workshops Impulse zu geben, die vor allem zu Austausch und Reflexion anregen sollten. Gerahmt wurden diese Arbeitskreise und Ge-

spräche von Morgen- und Abendgebeten, in denen Auszüge aus den gesammelten „Essenzen“ vorgelesen wurden – den Zuschriften, die in diesem Heft gesammelt sind. Über Generationen und Erfahrungshorizonte hinweg sollten Dialoge entstehen, mit dem Ziel, vielfältige Visionen und Wege künftigen Christseins zu entwickeln. So lassen sich mögliche, hoffnungsvolle Perspektiven erkennen und es entstehen Kraft und Ermutigung.

Die Themen und damit verbundenen Fragen der Referent*innen waren vielfältig: Wie kann christliches Leben im Handeln aussehen, wie in digitalen Zeiten, in säkularer Gesellschaft, in Zukunftsperspektiven? Wo fängt Theologie an, was ist ihr Betrachtungsgegenstand, wie ihr Verhältnis zur Tradition? Bietet sie heute überhaupt noch relevante Inhalte? Wie ist das Verhältnis von Glaube, Theologie und Mystik? Durch diese Fragen brachen noch viele weitere auf: Brennt es noch in mir, wenn ich in die Kirche gehe? Was bringt mich zum „brennen“? Ist die Frage der Zukunft nicht vor allem die Frage der Frau? Wer bestimmt, was katholisch ist? Wer bestimmt, wer Kirche ist? Und warum stellen wir uns ständig binnenkirchliche Fragen? Die große Herausforderung ist nicht, christlich zu leben, sondern menschlich zu leben. Schließlich ist Gott Mensch geworden – nicht Christ. Warum soll die Kirche an

die Ränder gehen wenn wir doch selbst der Rand sind. Die Menschen, das Leben ist im Zentrum – wir müssen in dieses Zentrum zurück.

Die wohl größte Erkenntnis des Wochenendes war, dass wir nicht erreichen konnten, wonach wir strebten: Die Destillation eines leuchtenden, kostbaren Glaubenselixieres, dass man nun abfüllen und mitnehmen kann, war uns nicht gelungen. Vielleicht ist das Wasser des Lebens hier und da einzelnen bewusster



FOTO: GUNNAR FLOSS

ARBEITSKREISE DER TAGUNG:

Mit ihnen Mensch, für sie Christ.

Vom Buchstabieren des Evangeliums auf mitteledeutsch.

Dr. Thomas Arnold, Direktor der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen

Hinweise auf künftige Formen des Glaubens

Prof. Dr. Michael Bongardt, Lehrstuhlinhaber Philosophie – Anthropologie, Kultur- und Sozialphilosophie an der Universität Siegen

Christsein im Handeln

Brigitte Hutt, Diplominformatikerin und tätig in kirchlichen und liturgischen Ehrenämtern seit ihrem 16. Lebensjahr, Mitglied des Burgrats

Verletzlich sein – human leben. Was die Weihnachtsgeschichte heute zu sagen hat

Prof. Dr. Hildegund Keul, Leiterin des DFG Projektes „Verwundbarkeiten. Eine Heterologie der Inkarnation im Vulnerabilitätsdiskurs“

Metaphorische Nebelwolken, ausgestorbene Dinosaurier oder fast versunkene Schätze? Der Gehalt theologischer Begriffe im 21. Jahrhundert

Dr. Lic. theol. Florian Klug, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Dogmatik in Würzburg

„Traduttore traditore“. Überlegungen zum Verhältnis von Tradition und Innovation in der Katholischen Kirche

Prof. Dr. Joachim Negel, Lehrstuhlinhaber Fundamentaltheologie in Fribourg in der Schweiz und Burgpfarrer auf Burg Rothenfels

„Das Glauben“, nicht „Der Glaube“ trägt unser Leben. Radikale mystische Öffnung des Christlichen

Christoph Schmidt, Unergründlich e.V., Köln

Theologie auf Tuchfühlung: teilnehmend beobachtend in einer Großstadt

Gerrit Spallek, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Katholische Theologie in Hamburg

Kirche in digitalen Zeiten

Franka Spies, Redakteurin und Autorin von y-nachten

Theologie, religiöse Pluralität und gesellschaftlicher Friede

Franka Spies

geworden und hat sich dadurch in seiner Konzentration erhöht, eine Essenz, die für alle gleichermaßen von Wert gewesen wäre, haben wir jedoch nicht gefunden. DIE Zukunft, DIE Lösungsperspektive, DIE Anleitung für ein gelungenes (Glaubens-) Leben hatte hinterher niemand in der Hand. Diese Ernüchterung machte aber auch deutlich, wie wichtig der ständige Austausch ist, da es nun mal kein abschließendes, befriedigendes Wort gibt. Die Suche nach dem, was trägt, ist eine andauernde Suche und die Antwort ist wie der Horizont, den man fest im Blick behält und doch nie erreicht.

Wir haben Glaubensgeschichten neu schätzen gelernt. Jesus hat uns kein ewig allgemein gültiges Gesetzbuch hinterlassen, sondern das Beispiel seines Lebens, dass wir aus den Erzählungen der Evangelisten kennen. Genauso wie wir auf das Leben der Gestalten der Bibel schauen oder auf das der Heiligen, können wir auf unsere Leben schauen oder auf die unserer Eltern, Großeltern, Freunde und Bekannten. Wir haben die Verantwortung diese Geschichten zu erzählen, denn in den Erfahrungen der Einzelnen stecken viel größere Schätze, als plumpe Lehrsätze uns jemals eröffnen könnten. So haben die Älteren unter uns gelernt, wie wichtig es ist, Geschichten zu erzählen – und die Jungen haben gelernt, danach zu fragen. Dabei spielen Offenheit und Respekt zwischen den Generationen eine große Rolle. Dass die Betagteren unter uns viel zu erzählen haben, entpflichtet sie nicht davon, dass auch sie Hörende sind und bleiben müssen. Die weniger Betagten wiederum haben vielleicht nicht die hohe Quantität der Erfahrungen vorzuweisen, müssen sich in Sachen Qualität aber nicht verstecken.

Was es für diesen Austausch, das Erzählen der Geschichten braucht, ist vor allem ein geeigneter Ort. Der eigene Glaube ist ein sensibles, sehr intimes Thema, oft auch schambehaftet. Er wird zum Gegenstand von Urteilen oder sogar Verurteilungen gemacht. Dagegen braucht es einen geschützten Raum, in dem Bekenntnisse oder nur Versuche einer Erkenntnis die Möglichkeit haben, sich frei von Urteilen zu entfalten. Der Austausch über den Glauben erfordert Vertrauen und ein gewisses Wagnis, sich dem oder der Anderen gegenüber ehrlich zu öffnen und verletzlich zu machen.

Zu solch einem Ort war unser gemeinsames Wochenende geworden – und auch, wenn wir also nicht unsere Essenz in den Händen hielten, war es damit ein voller Erfolg.

■ **Phillip Fuhrmann**, Leiter des Bildungsbüros

Essenzen – ein Aufruf

Dieses Schreiben ging Ende 2018 an Gäste, Freunde und Bekannte der Burg Rothenfels. Es war der Anstoß zu den nachfolgenden Einsendungen und vielen Begegnungen und Diskussionen im Jubiläumsjahr.



Rothenfels, im Januar 2019

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Freunde,

wir bitten Sie um ein paar Augenblicke Ihrer Zeit für eine Aktion.

2019 schauen wir zurück auf ein Jahrhundert des Vereinslebens auf Burg Rothenfels, ein Jahrhundert, in dem unsere Burg ein Ort des lebendigen Christseins und der ernsthaften Suche nach zeitgemäßen Formen des Glaubens war und ist. Wir nehmen dieses Jubiläum zum Anlass, nach vorne zu schauen.

Und so laden wir Sie ein, einen Beitrag dazu zu leisten. Denn Sie können eine einzigartige Perspektive beitragen: Ihre eigene. Auch Sie machen sich vermutlich Gedanken, wie das, was Ihnen am Glauben wichtig ist, in die Zukunft getragen werden kann. Oder Sie fühlen Unbehagen bei diesem Thema, tragen kritische Fragen mit sich herum? Diese Gedanken möchten wir fruchtbar machen.

Wir bitten Sie daher, den Essenzen Ihres Glaubenslebens und Nachdenkens Ausdruck zu verleihen: „Was an meinem Glauben ist es unbedingt wert, dass es an die nächste Generation weitergegeben werden sollte?“

Formale Vorgaben gibt es nicht. Ihre Gedanken sollten **auf ein A-4-Blatt passen** und von Ihnen zur Verbreitung (online/print) freigegeben sein. Bitte formulieren Sie so, dass Ihre Sprache von Lesern, die Sie nicht kennen, möglichst gut aufgenommen werden kann. Hinterlassen Sie der Zukunft Ihre persönliche „Essenz des Glaubens“!

Wir auf Burg Rothenfels beschäftigen uns seit Generationen mit diesen Themen und Fragen und beobachten dabei eine große Sprachlosigkeit. Vielleicht geht es Ihnen ja genauso. Daher haben wir diese Aktion gestartet.

Der Burgrat der Burg Rothenfels wird die Einsendungen sammeln und sichten und aus ihren Impulsen heraus eine **Jubiläumstagung** (07.–10.11.2019) mit dem Titel **„Essenzen künftigen Christseins“** gestalten, zu der Sie natürlich ebenfalls herzlich eingeladen sind! Inwieweit wir die eingesandten Essenzen dann veröffentlichen und weiteren Kreisen zukommen lassen, ist noch zu planen. Wir laden zur Mitwirkung an dieser Aktion so breit ein, wie wir können. Gerne dürfen Sie diesen Brief weiterverbreiten. Sie finden den Text auch auf unserer Website unter **www.burg-rothenfels.de/aktion100jahre.pdf**.

Über ein Signal, dass Sie bereit sind, mitzuwirken, würden wir uns sehr freuen. Gerne können Sie postalisch oder per E-Mail unter burgrat@burg-rothenfels.de mit uns Kontakt aufnehmen.

Mit freundlichen Grüßen


Niklas Krieg
Sprecher des Burgrats


Prof. Dr. Joachim Negele
Burgpfarrer


Dr. Mathilde Schaab-Hench
Vorsitzende

Vereinigung der Freunde von Burg Rothenfels e.V. · Burgrat
Bergrothenfelser Str. 71 · 97851 Rothenfels am Main

Grußwort



FOTO: SPD-LANDESVERBAND RHEINLAND-PFALZ

Sehr geehrte Herren und Damen,

2019 ist ein ganz besonderes Jahr: Die Burg Rothenfels feiert ihr 100-jähriges Bestehen als zentrale Begegnungsstätte. Allen Mitgliedern der „Vereinigung der Freunde der Burg Rothenfels“ gratuliere ich sehr herzlich zu diesem stolzen Jubiläum.

Die Burg Rothenfels hat eine lange und wichtige Tradition. Hier hat die Liturgische Bewegung ihren Anfang genommen. Unter der Leitung von Romano Guardini wurden hier wesentliche Ideen des Zweiten Vatikanischen Konzils vorgedacht und vorgelebt. 1919 fand auf der Burg Rothenfels der erste Quickbornntag der Jugendbewegung Quickborn statt. Daraus folgten die traditionellen Quickborntage, die die Öffnung der katholischen Kirche für die moderne Welt entscheidend befördert und viele Katholiken und Katholikinnen in ihrem persönlichen Glauben geprägt haben.

Bis heute ist die Burg Rothenfels ein Ort, an dem sich Menschen im Glauben begegnen und Kraft aus christlicher Spiritualität tanken können. Damit leistet die „Vereinigung der Freunde der Burg Rothenfels“ einen wichtigen Beitrag zum kulturellen Reichtum unseres Landes. So wie die Burg Rothenfels in früheren Zeiten für eine katholische Frö-

migkeit stand, die die Zeichen der Zeit erkannte und den Glauben für die Welt lebendig machen wollte, so können von ihr auch heute wieder wichtige Impulse ausgehen. Denn auch in einer vielfältigen, religiös und weltanschaulich pluralen Gesellschaft braucht es starke Stimmen, die bei der Beantwortung aktueller Fragen für Nächstenliebe, Solidarität und Barmherzigkeit werben. Der christliche Glaube, der auf diesem Fundament gründet, ist auch für mich persönlich eine Quelle der Kraft und eine Richtschnur für mein politisches Handeln. Denn er gibt uns den Mut, auch schwierige Aufgaben anzugehen. Die Botschaft der Bergpredigt ist doch: Wo der Hunger und der Durst nach Gerechtigkeit stark sind und zum Handeln führen, sind wir auf dem richtigen Weg. Diese Botschaft kann uns in Zeiten komplexer globaler Herausforderungen und vermeintlich einfacher Lösungen guttun und unseren Zusammenhalt weiter stärken.

Ich wünsche der Burg Rothenfels ein gelungenes und feierliches Jubiläumsjahr und allen Gästen, Freunden und Freundinnen von Herzen alles Gute! ■

Malu Dreyer

Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz

Was bedeutet mir mein Glaube?

Gedanken von Kindern im
Religionsunterricht der 4. Klasse

Ich bin überzeugt davon, dass Jesus uns ein Vorbild sein soll. Ich frage mich, wie genau Gott von mir und anderen denkt. Mich tröstet, dass Jesus auch mal schlechte Zeiten hatte.

Mich tröstet, dass es auch andere gibt, die an Gott glauben.

Gott ist für mich ganz weit oben ... weit oben in den Sternen als Bild. Ich finde es komisch, denn Gott müsste unsichtbar sein. Denn er ist immer bei uns, aber man kann ihn ja nicht sehen. Oder ist Gott in uns?

Ich bin überzeugt davon, dass es Gott gibt.

Mich tröstet, dass ich weiß, dass immer einer auf mich aufpasst und mich beschützt.

Ich glaube an Gott. Ich habe manchmal das Gefühl, dass er zu mir spricht und dass er mir hilft.

Ich frage mich, ob es Gott wirklich gibt.

Ich bin überzeugt davon, dass Jesus Gottes Sohn ist.

Ich bin froh, dass ich getauft worden bin.

Ich glaube an Gott, weil er immer für uns da sein wird.

Ich glaube an Gott, weil ich glaube, dass Gott die Welt erschaffen hat; und ich glaube, dass man nicht an Gott glauben muss. Ich glaube an Gott.

Gott macht Frieden.

Ich finde gut: ... dass ich jemandem danken kann ... dass ich an etwas glauben kann ... dass ich zu jemandem hochgucken kann ... dass jemand meine Tränen aus dem Gesicht wischt ... dass sogar, wenn es dunkel ist, ein Licht scheint.

Ich glaube an Gott, weil es manche Wunder gibt, die es gar nicht gibt.



Ich glaube, dass es mal einen Jesus Christus gab, dass Jesus geholfen hat, dass Jesus besonders war, dass er Gutes tat, dass er ein Grund zum Feiern ist.

Mir hilft es, im Unterricht alles über Gott zu erfahren. Ich bin überzeugt davon, dass es Gott gibt. Mich tröstet es, wenn ich zu Gott bete.

Mir hilft, dass Gott als Mensch auf die Welt gekommen ist.

Mich tröstet, dass wir Gott wichtig sind.

Gott hat uns die Welt geschenkt.



Ich glaube zwar nicht an Gott, aber diese Reli-Stunden machen mich irgendwie anders: Als ich früher immer ins Bett gegangen bin, hatte ich Angst, dass ich irgendwann sterbe und nie mehr ein zweites Leben geschenkt kriege. Aber jetzt kann ich mich gar nicht mehr entscheiden, ob ich eben an Gott glaube oder nicht. Also ich finde, ich habe einen Teil-Glauben.

Ich glaube an Gott, weil er immer für uns da sein wird. Außerdem kann man sehr viel lernen aus den Geschichten der Bibel.

Ich finde gut, dass Gott jedem hilft, ob böse oder lieb.

Ich bin überzeugt davon, dass Gott hilft.

Ich bin nicht sicher, ob es Gott wirklich gibt, aber wenn er bei mir ist, fühle ich mich besser. Ich spüre es manchmal, dass Gott bei mir ist. Gott ist manchmal ein Licht für mich. Manchmal hilft er mir, wenn ich traurig bin.

Religion und Glaube heute

Was braucht es? Ein paar Gedanken dazu.
von Barbara Stolzenberger

Bereitschaft zu viel „Vorfeld-Arbeit“ aus dem Verständnis, dass sich Glaube in einer Wirklichkeit von konzentrischen Kreisen bewegt: Alles, selbst das weitest Äußerste kann hineingeordnet sein auf das Zentrum – und von dort her eine ganz eigene Bedeutung und seinen Wert bekommen – als Glaubens-Vermittlung und Glaubens-Hinführung.

Ein glaubwürdigeres Reden und Künden von Gott und wie er „ist“, braucht Vor-Erfahrungen, damit die Worte auf einen Boden fallen, der diese aufnehmen kann. Das scheint mir fundamental in unserer Zeit, dass die Vor-Erfahrungen mehr und mehr fehlen und so die Verkündigung keinen Nährboden mehr hat ...

- Vertrauen – ins Leben – in Beziehungen – in Zusagen – in Ehrlichkeit – in ...
- Geborgenheit
- Verlässlichkeit
- Liebe
- Treue
- Vater
- Mutter
- bedingungslos
- wertschätzend
- im Blick sein
- und so weiter ...



Bereitschaft, „um Gottes willen“ mit Menschen Wege zu gehen, Prozesse zu begleiten, auf dass von innen her wieder Glaube und Glaubenskraft und Glaubensfreude wachsen kann und mit dem Leben verbunden werden kann. Es braucht die Zuwendung zum Menschen und seinen Wegen, um dort Gottes Spuren zu finden. Das braucht Geduld und Prozess-Bereitschaft im Begleiten ...

Authentisches Bezeugen eigener Glaubenserfahrung, auch mit dem dazugehörenden Ringen im Glauben, mit dem Gott meines Lebens ...

Eine Hinführung zu Glaubensaussagen, die in die Weite und in die Kraft führen, die das Gewissen wecken und stärken.

Kriterien für die Unterscheidung der Geister: Was führt wirklich dauerhaft zum Leben, wie kann ich von innen her gewichten lernen, was eher vom Geist Gottes ist, was lebensfördernd bzw. lebensbehindernd ist? ■



*„Niemand spricht metaphysischer
als der, dem Gott sich jäh in der
Umkehrung offenbart, in Abgrund,
Wunde und Leere.“*

Botho Strauß

Verletzlichkeit und Heilung

Aus Verletzlichkeit wächst Stärke

von Hildegund Keul

Wer sich verwundbar macht, hat schon verloren.“ So wollen es uns rechtspopulistische Parteien und lautstarke Demonstrationen in den letzten Jahren weismachen; sie fordern höhere Mauern und schärfere Waffen. Das Christentum aber erzählt eine ganz andere Geschichte. Und ich bin ein Fan dieser Geschichte, die damit beginnt, dass Gott zur Welt kommt als verletzliches Kind. Neugeboren von einer Frau. Gott

andere ihn mit Lebensmitteln versorgen, ihm Zuwendung entgegenbringen und ihm Schutz bieten. Denn das Leben eines jeden Neugeborenen ist gefährdet. Es braucht Schutz vor den Risiken des Lebens, vor den Unbilden des Wetters genauso wie vor dem gierigen Zugriff wilder Tiere und Menschen. Jesu Familie findet keinen Platz in der Herberge und muss vor Mord und Totschlag eines Diktators nach Ägypten fliehen. Jesus ist ein Kind mit Migrationshintergrund, das den Gefährdungen des Lebens besonders ausgesetzt ist.

Mit der Geburt des Kindes in der Krippe weist der christliche Glaube darauf hin, dass man auf das gefährdete Leben anderer Menschen ganz anders reagieren kann als mit Mauern und Waffen. Zwar ist es im Leben unbestreitbar wichtig, sich vor Verletzungen zu schützen. Den Selbstschutz darf man nicht vernachlässigen. Aber dies allein genügt nicht für ein humanes Leben. Die menschliche Verwundbarkeit erfordert Menschen, die sich in der Liebe verletzlich machen. Kinder gebären und versorgen, sich ehrenamtlich für den Naturschutz einsetzen, gefährdete Menschen schützen, sich für Gerechtigkeit engagieren, einer Diktatur entgegentreten – das alles steigert die eigene Verwundbarkeit und kann sogar tödlich ausgehen. Aber weil diese Hingabe Leben erschließt, entwickelt sie eine eigene Power, eine andere Macht, die aus Verwundbarkeit wächst, aber gerade nicht auf Grenzen und deren Sicherung setzt.

Auch der Apostel Paulus hat diese Andersmacht entdeckt, als er sich vor Gott über eine Verwundung, seinen berühmten „Stachel im Fleisch“, beklagt. Er hörte die Antwort: „Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ (2 Kor 12,9) Diese Andersmacht Gottes ist dort am Werk, wo Menschen die eigene Verwundbarkeit riskieren, um Leben zu schützen und zu fördern. Man kann diese Macht nicht produzieren, aber sie kann als Gnade empfangen werden. Sie befähigt dazu, in der Gewaltsamkeit menschlicher Vulnerabilität Hingabe zu wagen. Das zeigen Menschen wie Dietrich Bonhoeffer, Martin Luther King und Malala Yousafzai. Sie gewinnen Stärke, als sie in Verteidigung der Menschenrechte ihr Leben riskieren.

In den gesellschaftlichen Turbulenzen der Gegenwart macht es einen gravierenden Unterschied, ob eine Gesellschaft davon überzeugt ist, dass Verwundbarkeit immer schwächt und gefährdet, oder ob sie darum weiß, dass aus Verwundbarkeit Kreativität, Stärke und Resilienz wachsen können. Letzteres ist die Perspektive, die der christliche Glaube in die prekären Debatten der Gegenwart einzubringen vermag. ■

tritt nicht in voller Kampfrüstung auf wie die Göttin Athene, die wohlgerüstet und kriegsbereit dem Kopf des Zeus entspringt.

Jesus kommt ohne Rüstung, Schild und Waffen. Ihn zeichnet das aus, was heute „hohe Vulnerabilität“ genannt wird. Wie jedes Neugeborene ist er äußerst verwundbar. Er ist darauf angewiesen, dass



Heilung, nicht Reparatur

Krankheitserfahrung als spiritueller Weg
von Gerhardt Hueck

Eine Bergtour, bei der ich mich hoffnungslos übernommen hatte. Wenn ich zum Bus rannte, begann ich zu hinken. Auf unebenem Untergrund verlor ich das Gleichgewicht. Schließlich die Diagnose: Multiple Sklerose. Ich ging immer unsicherer, brauchte einen Stock, später zwei. Die Stürze häuften sich. Irgendwann verließ ich die Wohnung nur noch, um mit dem Auto wegzufahren.

Ob ich nach der Diagnose und den zunehmenden Einschränkungen nicht mit Gott gehadert hätte, wurde ich gefragt. Nein, ich kann mich zumindest nicht daran erinnern. Ich hatte eher das Gefühl, dass sich mein Glauben und die Nähe zu Gott vertieften. Dennoch begann ich an der entsprechenden Stelle der Messfeier für mich murmelnd den üblichen Text zu verändern: „Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so werde ich wieder gesund.“

Irgendwann dämmerte mir die entscheidende Frage: Kommt es auf Heilung im Sinne einer Reparatur an? Der Wunsch nach „vollkommener Wiederherstellung“ ist vermutlich nachvollziehbar. Zu gerne würde ich mit meinen Kindern um die Wette laufen oder Skifahren. Wie viel gäbe ich dafür, mit meiner Frau zu tanzen und sie stehend im Arm zu haben. Aber ist ein Mensch zu behandeln wie ein kaputtes Auto oder eine defekte Waschmaschine, die nach einer fehlgeschlagenen Reparatur entsorgt werden? Krankheit oder Behinderung entwerten einen Menschen nicht.

Wohl kaum jemand wird dieser Aussage widersprechen. Doch haben wir diesen Gedanken als Wert und feste Einstellung tatsächlich in unsere Haltung integriert? Mir selbst wurde erst nach und nach bewusst, wie sehr ich nach einem Beruf suchte, den ich auch als Rollstuhlfahrer ausüben konnte. Nach wie vor definiere ich mich über das, was ich leiste.

Einen großen Schritt weiter brachte mich der Gedanke, dass mein Handicap irgendwie zu mir gehört. Andere Menschen können Dinge tun, die auch ich immer gerne getan habe – Laufen, Radeln, Skifahren, Tanzen. Aber sie können andere Dinge nicht, die ich nach wie vor kann, und die mich und meine Person mehr ausmachen als Beweglichkeit und Aktivitäten. Eines Tages löste die Vorstellung, wieder gehen zu können, bei mir einen gewissen Schreck aus. Welche Veränderungen an meinem Verhalten würde es auslösen, wieder „normal“ zu sein? Mir wurde bewusst, dass ich die Person in meinem Rollstuhl bei allen Einschränkungen und Schwächen sehr mag. Mit jemandem, der nicht ich bin, würde ich nicht tauschen wollen, auch wenn er laufen kann. Ab da konnte ich wieder sprechen „... so wird meine Seele gesund.“ Ich fühlte, wie meine Seele geheilt war und empfand große Dankbarkeit dafür.

Sicher wäre es falsch, Krankheit und Behinderung „schön zu reden“ und zu verharmlosen – aber sie sind auch nicht zwangsläufig Sackgasse oder Abstellgleis. Im Alten Testament und bei Naturvölkern werden körperliche

Einschränkungen und Gebrechen gar als Strafe gesehen, und einige Male begründeten Menschen auch meine Erkrankung als Magie oder Fluch. Solche Gedanken kann ich nicht nachvollziehen und lehne sie ab. Sie passen nicht zu einem positiven Gottes-, Menschen- und Weltbild, wie ich es für angebracht, lebenswert und lebensförderlich halte. Ich deute Krankheit und Behinderung eher als eine Herausforderung, das bisherige Leben zu überdenken und manches anders zu lösen als bisher. Ein Text, den ich vor einigen Jahren im Advent las, passt recht gut zu diesen Überlegungen:

„Ich glaube, dass Krankheiten Schlüssel sind, die uns gewisse Tore öffnen können. Ich glaube, es gibt gewisse Tore, die einzig die Krankheit öffnen kann. Es gibt jedenfalls einen Gesundheitszustand, der es uns nicht erlaubt, alles zu verstehen. Vielleicht verschließt uns die Krankheit einige Wahrheiten; ebenso aber verschließt uns die Gesundheit andere oder führt uns davon weg, so dass wir uns nicht mehr darum kümmern. Ich habe unter denen, die sich einer unerschütterlichen Gesundheit erfreuen, noch keinen getroffen, der nicht nach irgendeiner Seite hin ein bisschen beschränkt gewesen wäre – wie solche, die nie gereist sind.“

(André Gide, aus: *Gesammelte Werke in 12 Bänden, 3. Band, Tagebuch 1923–1939, Deutsche Verlags-Anstalt München/Random House, 1991*)

Nach wie vor bin ich der Überzeugung, dass Gott über alle medizinischen Prognosen hinaus heilen kann. Aber ist das das Wichtigste? „Das geknickte Rohr zerbricht er nicht“ (Jes 42,3). Der kranke oder behinderte Mensch ist bei all seinen oder ihren Einschränkungen wertvoll vor Gott. Und er sollte es auch für sich und andere sein. ■

Lass es in der Zeit besteh'n ...

von Antonius Hamers

Ich bete jeden Morgen die Pfingstsequenz. In der letzten Strophe heißt es: „Gib dem Volk, das dir vertraut, das auf deine Hilfe baut, deine Gaben zum Geleit. Lass es in der Zeit besteh'n, deines Heils Vollendung seh'n und der Freuden Ewigkeit.“

Deine Gaben zum Geleit – vielleicht ist das ein Ansatz – die Gaben des Heiligen Geistes – der Geist der Weisheit und der Einsicht, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des HERRN (Jes 11,2). Aber was heißt das konkret? Wie setze ich das in meinem Leben und in der Kirche um? Damit wir in der Zeit besteh'n ...

Indem wir hören, beten und daraus handeln? Auf jeden Fall in Demut – vor Gott und den Menschen. Weder Gott noch den Menschen dürfen wir vorgeben, was sie zu tun oder zu lassen haben – einsehen und raten – in Ehrfurcht vor Gott und vor dem anderen.

Und die Fehlbarkeit und die Vergebungsbedürftigkeit eingestehen und verkünden. Die Vergebung der Schuld, der Neuanfang, die Erlösung, das ist das, was ich zutiefst mit Jesus Christus und mit meinem

Glauben an ihn verbinde. Manchmal wünsche ich mir, ich fühlte mich noch einmal so erleichtert wie nach der Beichte als kleiner Junge.

Dabei geht es mir nicht um Sünde und Verderben. Es geht mir darum, dass die Botschaft Jesu ermutigt, Schuld einzugestehen und Mut zu fassen, neu zu beginnen. Auch das eine Essenz, die zukünftig Christsein wieder stärker ausmachen muss. Nicht um Menschen klein zu machen, sondern um sie aufzurichten, um sie zur Verantwortung zu ermutigen, um sie zu ermutigen, zu antworten.

Damit verbunden ist die Hoffnung, die Hoffnung auf das, was kommt, was sein wird. Weder unser Leben noch unsere Welt erschöpfen sich im Hier und Jetzt. Ich glaube an das Leben der kommenden Welt. Die großen Verheißungen verdecken wir zu oft durch Vorgaben der Moral, des Wohlverhaltens, der politischen Korrektheit. So wichtig die Sorge für die Wirklichkeit ist, so wichtig ist es, in den Sorgen dieser Welt nicht aufzugehen. Lass es in der Zeit besteh'n, deines Heils Vollendung seh'n und der Freuden Ewigkeit. ■



FOTO: DOMINIK MEXNER



*„Vertrauen heißt nicht
blind glauben. Vertrauen heißt
gehen, obwohl man sieht.“*

Anke Maggauer-Kirsche

Vertrauen und Trost

Was an meinem Glauben ist es wert, dass es weitergegeben wird?

von Hans-Peter Crone

Für die meisten Menschen ist es „besser“ – im Sinne von wohltuender und leichter – eine Heimat zu haben als keine zu haben: eine Landschaft, einen Dialekt, Lebens- und Denkgewohnheiten, Geschichten und Rituale, die mir das Herz aufgehen lassen. Wissen, wo ich herkomme. Dennoch ist es prinzipiell möglich, in jeder Religion heimisch zu werden. Ich setze meine Hoffnung darauf, dass immer mehr Menschen sich als Pilger oder Nomaden verstehen. Nicht nur die Glaubenden aus den drei abrahamitischen Religionen könnten so gemeinschaftlich auf Wanderschaft sein; denn „ein heimatloser Aramäer war mein Vater“ (Dtn 26,5).

Glaube hat im Kern nichts mit Wissen oder Für-Wahr-Halten zu tun. Insofern führen Glaubensbekenntnisse, die wie Parteiprogramme benutzt werden, in die Irre. Karl Rahner schrieb 1966 den prophetischen Satz „Der Fromme der Zukunft wird ein ‚Mystiker‘ sein, einer, der etwas ‚erfahren‘ hat, oder er wird nicht mehr sein (...)“. Das altgriechische Verb „pisteuein“ im Zweiten Testament wird meist mit „glauben“ übersetzt; seine Grundbedeutung ist „vertrauen“. Es geht letztendlich nur um die Frage, was mich vertrauen lässt – zum Beispiel, dass ich etwas wert und geliebt bin, dass jemand es gut mit mir meint, dass es sich lohnt, Schwierigkeiten und Konflikte durchzustehen, dass Hunger, Schmerz, Krieg überwunden werden können, dass ich Verluste, Krankheit und Tod nicht fürchten muss, dass eine umfassende Liebe wirksam werden kann ...

Es gibt – ganz abgesehen davon, dass das für jeden einzelnen Menschen mit der Mutter-Kind-Beziehung beginnt, viele spirituelle Wege, Vertrauen zu lernen.

Einen Weg bietet die buddhistische Haltung, dass man an nichts Irdisches anhaften, an nichts sein Herz hängen soll. Also weder an Geld und Gut, an Essen, Sex oder andere Genüsse, an einen Menschen oder das Leben an sich – noch an einen Gedanken, ein Glaubensbekenntnis, ein Dogma,

ein Zeichen (Brot, Wein, Monstranz ...) eine Kirche, eine Religion.

Einen Weg bieten die schamanischen Religionen in der Idee vom Großen Bewusstsein, in der Verbindung mit der Natur und ihren zyklischen Gesetzen, in der All-Verbundenheit und der Achtung vor allen Lebewesen.

Einen Weg bietet der Hinduismus, der mit dem alltäglichen Gruß „namasté“ in jedem Menschen die göttliche Gegenwart sieht.

Einen Weg bietet das Judentum, das die Religion Jesu war.

Einen Weg bietet der Islam mit der Betonung „Male dir kein Bild von Gott“; denn Gott ist größer als alles, was wir machen, denken, fühlen und sagen können.

Einen Weg, der für die meisten von uns der vertrauteste ist, bietet das Christentum.

Einen Weg (den ich gar nicht kenne) bietet das Freimaurertum.

Einen Weg ...

Nach dem Johannes-Evangelium (14,6) sagte Jesus über sich: „Ich bin der Weg ...“. Ihm nachzufolgen heißt allerdings nicht, eine Kopie Jesu werden zu wollen, sondern mich durch sein Leben inspirieren und herausfordern zu lassen, mein eigenes Leben zu wagen. So wie nach Martin Buber Rabbi Sussja gesagt haben soll: „In der kommenden Welt wird man mich nicht fragen: Warum bist du nicht Mose gewesen? Man wird mich fragen: Warum bist du nicht Sussja gewesen?“ Insofern ist es wohl kein Zufall, dass die Worte „Ich bin das Ziel“ in den Jesus-Überlieferungen nicht vorkommen.

Jeder Weg hat seine Vorzüge, einzigartige Einsichten und Ausdrucksformen, auch Schattenseiten und Umwege. Auf jedem Weg kann man Versenkung, Hingabe, Demut, Nächstenliebe, Tatkraft, Vertrauen finden und üben. Insofern stimmt es natürlich: Christsein genügt völlig. Wer dem Weg Jesu von ganzem Herzen folgt, findet auch Wahrheit und Leben und somit das allem innewohnende Ziel, Begegnung mit Gott. Und Gott ist Liebe.

Ich möchte jedoch nie vergessen und mich auch immer wieder für die konkrete Erfahrung öffnen: Alle Wege führen zu Gott. Es ist gleich-gültig, welchen Weg jemand geht.

Das letzte Vertrauen ist größer als jede Religion. Es ist einer der Schätze in meinem Leben, das jedes Jahr zu Ostern gemeinsam mit Euch in unserem Christendialekt zu feiern und zu erneuern. ■

Was mir am christlichen Glauben wichtig (geworden) ist

von Wolfgang Thierse

Was an meinem Glauben ist es unbedingt wert, dass es an die nächste Generation weitergegeben werden sollte?“

Diese Frage vermag ich nicht recht zu beantworten. Aber ich will sagen, was mir am christlichen Glauben wichtig (geworden) ist:

Es gibt den Glauben nicht ohne seinen Schatten, den Zweifel. Die eigene Geschichte mit

Gott kommt nicht an ein Ende.

Das Geschenk des Glaubens ist eine wunderbare Absage an Selbstüberschätzung wie Selbstüberforderung. Nicht nur an sich selbst glauben zu müssen, nicht nur sich selbst vertrauen zu dürfen!

Glauben ist vor allem Hoffnung. Er ist die erschütterbare, aber trotzdem tragende Antwort auf die (Kant'sche) Frage: Was darf ich hoffen?

Hoffen auf eine Sinnperspektive für mein Leben mit seinen widerstreitenden, auch schmerzlichen Erfahrungen.

Hoffen darauf, dass ich als Mensch im Ganzen meines Daseins wahr- und ernstgenommen werde – durch Gott.

Hoffen darauf, dass Versagen und Verzweiflung, Elend und Tod nicht das letzte Wort sind.

Hoffen darauf, dass ich nicht tiefer fallen kann als in Gottes Hand.

Glauben ist dankbares Bewusstsein von Unverfügbarkeit. Hiob: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herren sei gepriesen.“ – Solcher Glaube muss eben nicht fatalistisch sein, sondern kann frei machen zum Tun des Notwendigen und Guten! ■

In die Zukunft tragen, was mir am Glauben unbedingt wichtig ist

von Monika Schwarzenböck

Was mir vom Glauben unbedingt wert zum Weitergeben ist, hat mit meiner Biografie zu tun – mit Schlüssel-Menschen und Schlüssel-Worten. Mit 16 Jahren war ich das erste Mal in Taizé. In einer Morgenrunde waren wir aufgefordert, einen biblischen Satz als Programm für uns auszusuchen. Ich fand das Wort aus dem Johannes-Evangelium: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben, und es in Fülle haben.“ Ich entdeckte damals für mich, dass es im Glauben immer um das Leben geht, und das ist mir tatsächlich als etwas ganz Entscheidendes geblieben. Mir ging mehr und mehr auf, dass es nicht da zu finden ist, wo alles zu bleiben hat, wie es ist, wo immer die Gleichen das Sagen haben, und es vor allem um unauffälliges Wohlverhalten und das „Richtigmachen“ geht. Die

Botschaft des brasilianischen Bischofs Helder Camara sensibilisierte mich als Schülerin für die Zusammenhänge von Gewalt und Ungerechtigkeit in der Welt. „... damit sie das Leben haben“ bekam zu tun mit weltweitem Interesse und Solidarität.

Einige Jahre später ist mir ein weiterer Satz begegnet, der sich bis heute in mir festgesetzt hat: „Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Aufatmen sollt ihr und frei sein!“ Dieses Aufatmen und Freisein (so die Übersetzung von Jörg Zink) hat mich etwas von Gott erkennen lassen, das mir ungeheuer guttut, bis in mein physisches Empfinden: Gott scheint es demnach ein Anliegen zu sein, dass ich raus aus der Enge und dem Druck komme, aus allem, was mir den Atem nimmt. ER (oder SIE?) nimmt das Schwere im Leben wahr, auch die ganz niederschmetternden Erfahrungen vieler Menschen, redet sie nicht schön, erklärt sie nicht einfach als Prüfung – vielmehr ist es Sein Wille, dass Menschen aufatmen können und frei werden.

Im Lauf meines Lebens ist mir dieser Satz eine Zusammenfassung von Jesu Botschaft geworden. Ich möchte ihn weitergeben als Wort, aber noch viel mehr als Erfahrung. Eine Erfahrung, die ich selbst immer wieder brauche, und eine, die ich gern andern ermöglichen möchte. Mir hilft dieser Satz zu verstehen, wie dieser Gott eigentlich zu seinen

Geschöpfen steht: Er will uns als freies Gegenüber und bietet sich an, in seiner Nähe Freiheit zu erfahren. Im Zusammenhang damit verstand ich: Beten heißt erst einmal aufatmen dürfen.

Das kann sein in Stille, um offen für den Kontakt mit Gott zu werden – aber auch: in Gemeinschaft mit Menschen, die auch diesen Kontakt suchen. Gemeinsam hören, beten, singen, schweigen. Sich nähren lassen und dazugehören. (Wie gut, wenn es dafür einladende Orte gibt!) Und wieder meiner Wege gehen, aufgerichtet und ein Stück freier. Gott braucht meine Nähe nicht zu seinem Lob und seiner Ehre, aber er ist interessiert daran, dass ich freier und froher leben kann. Gottesdienst also: Dienst Gottes an uns.

Bedeutsam sind für mich in diesem Zusammenhang die Geschichten, wie Jesus Menschen aufrichtet. Nicht mehr verkrümmt gehen, zu sich stehen und sich sehen lassen können – weil da einer einem Ansehen schenkt. Und Seine Freude ist, dass sein Gegenüber aufrecht gehen kann – und nie ist davon die Rede, dass er erst einmal zu Kreuze kriechen müsste.

„Wenn das Herz uns auch verurteilt – Gott ist größer als unser Herz, und er weiß alles ...“ (1 Joh

3,20). Worte und Geschichten aus der Bibel, die so viel Kraft haben! Ich mag mir mein Leben nicht vorstellen ohne solche Worte als Basis – und unsere Gesellschaft nicht ohne Menschen, die in Jesu Fußspuren gehen und wie er Hungrige, Fremde, Kranke, Benachteiligte aus dem Rand in die Mitte unserer Aufmerksamkeit holen. Das Unrecht als solches benennen und sich für Gerechtigkeit einsetzen. Die auch in mir die widerständige Hoffnung lebendig halten: Gott „stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen“. Und deshalb werden sich immer wieder Menschen in Seinem Namen sammeln, die sich nicht abfinden mit dem, was verfügt wird, sondern auf das, was sie als lebensfeindlich erkennen, Einfluss nehmen – für mehr Menschenfreundlichkeit, ob in Sachen Rüstung, Klimaschutz oder Rettung von Flüchtenden im Mittelmeer und bei uns.

Zuletzt noch: Unverzichtbar, die Sehnsucht wachzuhalten, dass das Leben auf dieser Erde nicht alles ist – die umwerfende Vision auf den letzten Seiten des Neuen Testaments, gewaltig und bescheiden zugleich: „Er wird alle Tränen von ihren Augen wischen. Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal.“ (Offb 21,4) ■



FOTO: DOMINIK MEYNER

Was möchte ich, dass vom Glauben an die nächste Generation weitergegeben wird

von Rosemarie Dingeldey

Vor kurzem schenkte ich meiner Nichte zum 30. Geburtstag etwas von meinem Goldschmuck. Wie einfach war das. Erst trennte ich mich innerlich von den Kleinoden, dann überreichte ich ihr das Geschenk und freute mich schließlich an ihrer Freude ...

Glauben weitergeben – das ist etwas ganz anderes. Ja, ich wünsche es mir von Herzen, das Kostbarste, was ich in meinem Leben habe, an junge Menschen

und gerne auch an Ältere weiter zu geben. Übrigens wird Gold in der Bibel mit dem Glauben verglichen, und dabei denke ich wieder an den Schmuck, der sich so leicht weitergeben ließ.

Gold wird unter großer Hitze geschmolzen. In meinem Leben habe ich Leid erfahren, und nun denke ich darüber nach, ob ich es wage, dieses Glaubens-Gold jungen Menschen ans Herz zu legen. Glaube an Jesus, und all deine Probleme werden gelöst? Das wäre nicht meine Botschaft. Würde ich aber mit Ehrlichkeit und Offenheit nicht Menschen erschrecken? Das habe ich kennen gelernt: Mich bergen in Gottes Armen, er trocknet die Tränen, die er vorher noch gezählt hat, so steht es in einem Psalm. Was für ein Gott! Wir bleiben nicht dieselben; besonders durch die holprigen, dunklen Wege, durch die wir geführt werden, werden wir verändert, wir reifen geistlich. Gott hat uns im Blick, und ich darf mit ihm im Gespräch bleiben. Noch steht die Antwort auf so viele Fragen aus, Fragen von mir selbst und einer ganzen Menschheit. Aber sie werden kommen. Die Zeiten der Antworten, der Begründungen, des Getröstetwerdens. Dann kommt die Zeit des Wiedererstattens ... Manchmal meine ich, ich kann es kaum erwarten. Nein, mit vertrösten auf den Himmel hat das nichts zu tun. Es hat mit Hoffnung zu tun, mit der Erkenntnis, mein Leben ist auf dieser Erde beschränkt. „Wenn wir nur in diesem Leben auf Christus hofften, wären wir die Elendsten aller Menschen.“ (1. Korinther

15,19) Wenn ich es könnte, dann würde ich gern den Menschen, denen ich begegne, diesen liebevollen, wundervollen Gott vor Augen malen. Einen Gott, der seine Menschheit liebt, der dahinschmilzt vor lauter Liebe.

Was ich weitergeben möchte? Ich möchte ganz authentisch weitergeben, wie ich Jesus in meinem Leben kennengelernt habe. Einer, der Leid in Herrlichkeit umwandeln wird. Die dunklen Stunden heben sich ab gegen glückliche Zeiten, als ich überwältigt war von gesund werden, Kraft haben, hoffen dürfen. Das möchte ich weiterempfehlen: Wir dürfen unser Herz vor Gott ausschütten. Gott ist mein Vater und mein allerbestester Freund. Er ist die Anlaufstelle, hier darf ich klagen und jammern, das hält er aus. Und vor allem ist er die begründete Hoffnung in meinem Leben. Mir scheint, als würde das gerade auch den jungen Menschen fehlen. Hoffnung als Fundament, auf der wir unser Lebenshaus bauen können. Ich will Mut machen, die Hoffnung nicht zu verlieren.

Was tue ich, wenn ich jungen Menschen begegne? „Predige das Evangelium zu jeder Zeit. Wenn nötig, verwende Worte“, soll Franz von Assisi gesagt haben. Man kann beten. Das sind zwar auch „Worte“, aber leise gesprochen, unhörbar für menschliche Ohren. Menschen, groß oder klein, alt oder jung, vor Gottes Thron bringen – welche gewaltige Tat! Wenn ich sie sehe in meiner Familie, wenn sie mir begegnen beim Einkaufen, wenn man mir von ihnen erzählt. Es ist das Beste, was man tun kann. Ich verbünde mich mit dem himmlischen Vater und spreche mit ihm über die Menschen, die mir am Herzen liegen. Er hört auf mein Gebet. Und ich würde mich freuen, wenn so ein paar junge Freunde zu ihm finden. „Sie hat mir so in den Ohren gelegen“, würde ER dann vielleicht einmal „entschuldigend“ sagen ... ■



*„So gehören zwei Züge zum
Charakter des Zeugen: Demut und
zugleich Erfülltsein – und er kann
nur beides zugleich äußern:
seine Unzulänglichkeit ebenso
wie seine Sättigung.“*

Hannah-Barbara Gerl-Falkovitz

Glaube

Mein Vermächtnis des Glaubens

von Ingrid Elgert

Glauben als Antwort

Ich bin Christ, weil mich das Wort Gottes in der Bibel getroffen hat.

Ich bin Christ, weil Begegnungen mit Christen mein Leben verändert haben.

Ich bin Christ, weil ich in konkreten Situationen in meinem Leben von einer großen Macht und Liebe erschüttert wurde, die ich als Begegnung mit Gott bezeichne.

Die Erfahrung dieser nicht gekannten und nicht erwarteten Liebe macht sprachlos.

Alles Reden von Gott und alles Denken sind menschlich begrenzt. Als Mensch kann ich nur einen winzigen Teil der Welt wahrnehmen. Als Mensch kann ich nur bruchstückhaft erkennen, wer der Gott ist, der Menschen als Mensch begegnet ist. Alle Bilder über ihn sind für mich vorläufige und unvollkommene Versuche, das unfassbare Geheimnis zu umschreiben. Die Antwort darauf kann für mich nur Anbetung dieses Geheimnisses sein.

Glauben als Gemeinschaft

Die Erfahrung der Zerbrechlichkeit alles Menschlichen und die behutsame und doch überwältigende Liebe Gottes machen bescheiden. Eine materiell reiche, auf Macht und biblisch nicht begründbare Traditionen erbittert pochende Kirche ist nach meinem Verständnis tiefes, institutionalisiertes Misstrauen gegen die Freiheit des Geistes Gottes. Kirche ist für mich die Gemeinschaft von Menschen, die ihren Glauben und ihr Suchen teilen und das vorläufig Erkannte in ihrem Leben umsetzen und wirken lassen. Wenn es eine größtmögliche Zahl von Mosaiksteinen eines unvollkommenen Gottesbildes gibt, so ist dieses in der Gemeinschaft der Glaubenden zu finden. Alle Gottesbilder der Gemeinschaft fügen sich in ihrer Unvollkommenheit im Gottesdienst und in der Begegnung zusammen. Ich darf in einem Netzwerk von Freunden leben, die ähnliche Erfahrungen teilen.

Glauben als Menschwerdung

Die Erfahrung der Liebe Gottes heilt zur Selbsterkenntnis und Selbstliebe. Auf dieser Basis entsteht Verständnis für andere Menschen und ihre großen

und kleinen Nöte. Jeder Mensch mit seiner Geschichte ist für mich die Verkörperung eines Aspektes, eines der Namen Gottes. Das gemeinsame Wachsen auf dem Weg zu mehr Menschlichkeit, zusammen mit Menschen guten Willens, ist eine große Bereicherung.

Glauben als Verantwortung

Als Christ kann ich es mir leisten, meine Ansichten und mich zu verändern und mich auf die Welt einzulassen. Strukturelle Ungerechtigkeit und Gewalt fordern mich zum Reden und Handeln. Ich kann aber nur geben, was ich vorher bekommen habe. Als Christ habe ich Zugang zu einer unerschöpflichen Quelle neuer Kraft.



Dort kann und muss ich auftanken, wenn es mir nicht gleichgültig ist, wie es mit dieser Welt und den Menschen weiter geht. Christsein bedeutet die Chance zur Befreiung vom Diktat einer materialistischen, egozentrischen und selbstzerstörerischen Gesellschaft.

Glauben als Glück

Durch die Vergebung befreit der Glaube aus den Fesseln der eigenen Fehler und der Verletzungen, die andere mir beigebracht haben. Ganz gleich, was mir im Leben geschieht: Es gibt eine unendliche Liebe, die es wahrnimmt, mich auffängt und mir ein inneres Licht schenkt. Durch den Glauben bin ich ein glücklicher Mensch, der trotz aller Sinnlosigkeit Hoffnung erfährt und sich von Verbitterung befreien lassen kann. Mein Vermächtnis des Glaubens ist ein Glück-Wunsch. ■

FOTO: GUNNA FLOSS

Was ist die Essenz meines Glaubens?

von Bernd Wagener

Du, Gott, schaust mich liebevoll an – Du schaust jeden Menschen an, mit liebevollem Blick.“

In diesem Gebetsvers steckt all das, was ich glaube und für unbedingt weiterzugeben halte. Für mich ist Gott ein „Du“, ein Gegenüber, mit dem ich in Beziehung treten kann. Gott erfüllt, so glaube ich, seine Schöpfung mit Leben, mit Liebe und mit Würde. Wenn ich glaube, dass der Mensch als Gottes Eben-

bild geschaffen wurde, dann heißt das für mich, dass jeder Mensch mit unendlicher Würde ausgestattet ist, unabhängig davon, was er leistet, kostet oder nutzt. Das hat Konsequenzen, bedeutet es doch, die Würde aller Menschen uneingeschränkt zu achten, unabhängig davon, was sie leisten, kosten oder nutzen. Das ist Basis und zugleich Auftrag für einen achtsamen, ja liebevollen Umgang der Menschen miteinander.

Gott ist Liebe. Liebevolle Beziehung, wie sie in Jesus Christus so stark und radikal erfahrbar wurde, dass er Gottes Sohn genannt wurde. Die Freundinnen und Freunde Jesu haben ihre Erfahrungen mit diesem göttlichen Menschen aufgeschrieben, weil sie seine Achtsamkeit und liebevolle, heilende Zuwendung für die nächste Generation erhalten wollten. Vor allem aber haben sie versucht, wie Jesus, aus Gottes Liebe zu leben und sie im Umgang miteinander umzusetzen. Im Nächsten begegnet mir Gott. Tätige Nächstenliebe ist zugleich Verkündigung der Botschaft Gottes. Denn Liebe kann zwar in Worte gefasst werden, zutiefst erfahren wird sie jedoch erst in gelebten Beziehungen.

Diesen Glauben möchte ich gerne weitergeben, notfalls auch mit Worten. ■

Was an meinen Glauben ist es wert, dass es weitergegeben werden sollte?

von Wolfgang Klose

Eine ungewöhnliche Fragestellung, die mich vor einigen Wochen erreichte, immer wieder beschäftigte und herausgefordert hat. Zuerst die Frage, gibt es „meinen“ Glauben, oder ist es eher die Form, die Art und Weise, die Auslegung, wie ich Glauben lebe, wie ich anderen meinen Glauben zeige und wie ich mich anderen im Glauben öffne. Für mich ist Glauben nicht personalisiert, für mich ist Glauben ganz groß, ganz vielfältig, ganz „unübersichtlich“ und ganz barmherzig. Die letzten Jahrzehnte in der katholischen Kirche (hier könnte sich die zweite Frage anschließen, was ist „die“ Kirche?) hat es uns Männern und Frauen, die gläubig sind und gleichzeitig engagiert, nicht immer leicht gemacht. Und trotzdem ist es der

Glaube, der mich trägt. Der Glaube, den ich von meinen Eltern vermittelt bekommen habe, und mit dem ich mich dann selbst langsam und manchmal unbeholfen beschäftigt habe. Den ich erlebt habe in meiner Gemeinde, in vielen Begegnungen, selbstverständlich auch auf der Burg (und dort sehr intensiv und rückblickend sehr prägend) und bei vielen Aktivitäten von und mit Kirche wahrgenommen und reflektiert habe.

Dabei habe ich gespürt, dass dieser Glauben an Jesus Christus, der als unglaubliche, schier wahnsinnige Liebesgabe des Vaters als kleines Kind zu uns kam, um dann den Weg über das Leiden zur Auferstehung zu gehen, mir in vielen Momenten meines Lebens Kraft und Mut gegeben hat. Nicht nur in den oft zitierten „schweren“ Momenten, sondern oft auch bei alltäglichen Dingen oder sehr freudigen Erlebnissen. Das macht für mich Glauben aus, Kraftquelle und Rückzugsort. Darüber hinaus die Gewissheit, nicht allein zu sein als Gläubiger, sondern in einer riesigen Gemeinschaft von vielen. Und in dieser riesigen Gemeinschaft zu erfahren, wie unterschiedlich „geglaubt“ wird, aber dann doch vereint an Jesus Christus.

Das ist es, was ich unbedingt an die nächste Generation weitergeben möchte, an meine Kinder und inzwischen auch Enkelkinder. Die Freiheit des Glaubens und die Großzügigkeit und unbegrenzte Barmherzigkeit Gottes. Was für eine Kraft des Glaubens ich dann

bekommen kann, habe ich oft wahrgenommen. Diese Kraft, aus dem Glauben zum Handeln in Kirche und Gesellschaft, war und ist für mich Antrieb zum Mit-tun in unserer Kirche. In einer Kirche, die befreiend wirken kann und deren Glauben eine Kraftquelle im täglichen Leben ist.

„Wir sind von Gott geliebt, vor allen Leistungen und trotz aller Schuld.“ – Dieser Satz hat sich bei mir eingebrannt. Das erste Mal hörte ich ihn von Pfarrer Dr. Klaus Kliesch (der später auch unser Traupfarrer wurde) Anfang der 1980er Jahre auf der Burg. Diese Klarheit und Wahrheit sind für mich bestechend – und eigentlich ist das genau das, was ich weitergeben möchte. Denn auch ich habe in meinem Leben diese

vorbehaltlose Liebe Gottes immer wieder erfahren dürfen, damit ging und geht es mir sehr gut. Ich benutze es nicht als Ruhekissen, sondern als einen sicheren Hafen, wenn ich nicht weiterweiß und verzagt bin.

Ein weiteres, was ich weitergeben will, ist, dass wir alle gemeinsam, egal ob katholisch, evangelisch oder orthodox, als Christinnen und Christen an den einen Gott glauben. In meiner Familie gibt es ganz unterschiedliche konfessionsverbindende Beziehungen, da gibt es keinen Unterschied, wer wie getauft ist. Getauft sind wir alle im Namen Jesus Christi – also sollten wir auch so leben, gemeinsam in einer Gemeinschaft. Wann das gelingt, weiß ich nicht, aber die Hoffnung und das „Daraufhinarbeiten“ will ich unbedingt weitergeben. ■

Essenzen künftigen Christseins

von Gudrun Kuhn

1. Ambiguitätstoleranz

Buchreligionen sind auf Interpretation angewiesen. Dabei folgen sie den hermeneutischen Methoden der jeweiligen Zeit.

Die christliche Theologie konnte von der jüdischen Exegese und von der Auslegungspraxis der Antike lernen, dass ein in sich mehrstimmiger Textkorpus wie die Bibel von der Vielfalt der Deutungsmöglichkeiten lebt. Eine Festlegung auf „Wahrheiten“, die von kirchlichen Lehrautoritäten oder Institutionen fixiert werden oder der angeblichen Geist-Begabung einzelner Personen oder Denominationen geschuldet sind, töten Gottes lebendiges Wort. Es entfaltet sich (nach Karl Barth) stets neu im Dialog mit seinen LeserInnen.

Zu lernen ist daraus auch für das säkulare Leben, dass einfache und einlinige Antworten in der menschlichen Kommu-

nikation nicht möglich sind beziehungsweise nur mit Gewalt durchgesetzt werden können.

2. Historische Kontextualisierung

Die Bibel hält keine zeitlosen Wahrheiten parat. Ohne historische Verortung der jeweiligen Texte entsteht ein fataler Fundamentalismus. Der Glaube entlastet nicht davon, plausible Gründe für die eigenen ethischen und gesellschaftspolitischen Positionen formulieren zu können. (Wenn in der Bibel Krieg und Todesstrafe als selbstverständliche Wirklichkeit gesetzt werden, bedeutet das nicht, es sei „Gottes Wille“.)

3. Religiöses Sprachspiel

Unterschiedliche kognitive und emotionale Zugänge zur Wirklichkeit dürfen nicht vermengt werden. Die Sinngebungswahrheit von Metaphern und Narrationen, die Geltungswahr-

heit von ethischen Haltungen und die Methodenwahrheit naturwissenschaftlicher Erkenntnisse sind genau voneinander abzugrenzen.

4. Glaube

Der Glaube, durch den man glaubt (*fides qua creditur*), darf nicht verwechselt werden mit dem „Glauben“ an etwas (*fides, quae creditur*). Gottvertrauen ist nicht durch Dogmen zu definieren.

5. Reich Gottes

Glaubende müssen das Gleichgewicht zwischen privater Lebensbewältigung und gesellschaftlicher Verantwortung halten. Die Reich-Gottes-Idee darf nicht (ausschließlich) in eine „jenseitige“ Zukunft verlagert werden. Die „vorletzten“ Dinge (Bonhoeffer) sind in unsere Hände gelegt und unserem Gewissen anbefohlen.

6. Wahrheit

Ausschließlichkeit einer religiösen Überzeugung kann immer nur für Einzelne gelten. Wenn Jesus für mich der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, muss das nicht bedeuten, dass Gott für andere Menschen nicht auch andere Wege bereithält. Der eigene Glaube ist zu bezeugen, nicht zu verabsolutieren. ■

Mein persönliches Glaubensvermächtnis

von Rainer Kaps

Zentral ist für mich die auf dem 12-Schritte-Programm für abhängige Suchtkranke basierende Erfahrung, dass das bedingungslose Sich-Einlassen auf eine höhere Macht bzw. Gott (ohne zu wissen, wer er ist) mich und mein Leben trägt und langsam verwandelt. Ich kann mehr und mehr die Kontrolle über mein Leben Gott überlassen. Gott trägt und begleitet mich, ohne mich von allem Negativen zu befreien. Es kommt vor allem auf das tägliche, be-

dingungslose Sich-Einlassen auf Gott an, nicht auf die Kenntnis irgendwelcher Glaubensinhalte.

Je mehr ich Gottes Nähe und Zuwendung erfahre, umso mehr kann ich auch mir und meinem Nächsten Nähe und Zuwendung schenken. Gottesliebe, Nächstenliebe und echte Selbstliebe vertiefen sich wechselseitig. Dadurch werde ich ein Glaubender, einer, der sich in seiner Dunkelheit und Begrenztheit von einer größeren Liebe getragen weiß und deswegen auch mit anderen Mitmen-

schen und der Schöpfung barmherzig und liebevoll umzugehen vermag. Auch ein Atheist kann ein Glaubender sein, insofern er Liebe und Barmherzigkeit lebt, freilich ohne sie mit Gott in Verbindung zu bringen. Ich kann als Glaubender gelassen sein, weil ich von jedem Selbstoptimierungszwang befreit bin. Ich kann mehr und mehr gewaltfrei leben.

Die Kirche lädt mich als Glaubenden ein, mein bedingungsloses Vertrauen auf Gott mit den christlichen Glaubensinhalten in Verbindung zu bringen. Beides wird dadurch bereichert. So kann ich mehr und mehr auch ein Gläubiger werden. Ich erwarte von der Kirche, dass sie mich und andere auf diesem Weg begleitet und unterstützt. Als glaubender Gläubiger lasse ich nicht zu, dass sie mich bevormundet. ■

MEIN „VERMÄCHTNIS DES GLAUBENS“

von Reinhard Haubenthaler

Mein Leben ist reich und erfüllt, weil ich davon überzeugt bin, dass diese evolutive Welt mit all ihren Wundern, Rätseln und Fragen nicht das Produkt eines blinden Zufalls ist, sondern Ausdruck und Werk einer alles Irdische überschreitenden schöpferischen Kraft, für die es in allen Kulturen Namen gibt, und die wir „Gott“ nennen. Nach meinem durch Jesus von Nazareth geprägten Glauben ist diese alles umgreifende und durchwirkende göttliche Kraft keine nur anonyme unpersönliche Macht. Gott ist der Welt, der Menschheit, ja jedem einzelnen Menschen liebend nahe, auch wenn er sich nie rational fassen und begreifen lässt und in Erfahrungen des Leides und des Bösen oft ferne scheint. Bedingungslose Zuwendung, leidenschaftliches Interesse und Wohlwollen kenn-

zeichnen Gott so wesentlich, dass ich ihn nach dem Vorbild Jesu als „Vater“ (und warum nicht auch als „Mutter“?) sehen und ansprechen darf. Der Glaube an die bedingungslose väterliche und mütterliche Zuwendung Gottes, die uns auch zu „Schwestern“ und „Brüdern“ macht, bildet für mich den letzten Grund für die von Voraussetzungen unabhängige Würde eines jeden Menschen.

Der Gott, an den ich glaube, lässt sich erahnen, erkennen; er ist in Menschen mit seinem Geist präsent und wirksam. Bei allem Respekt vor anderen Menschen, die als Religionsstifter oder „Propheten“, mit ihrer Weisheit oder in ihrem Engagement die Geschichte der Menschheit und ihre spirituelle Entwicklung gefördert haben, hat Jesus in seiner einmaligen Beziehung zu Gott für mich eine unvergleichliche Bedeutung. In ein Volk, in eine „Heilsgeschichte“ hinein geboren, in der Gottes rettendes Kommen in die Welt erwartet wurde, hat er nicht nur eine hochstehende Ethik gebracht, sondern in seinem ganzen Leben – seinen Tod und die Erfahrung seiner Auferstehung eingeschlossen – heilendes, rettendes Wirken Gottes in einer Weise repräsentiert, die mich mit der christlichen Tradition sagen lässt: Gott hat sich in Jesus unwiderruflich in die Menschheits-

geschichte hineinbegeben; nichts kann von seiner Liebe wirklich trennen.

Darauf kann ich mich berufen – angesichts aller Erfahrungen von Schuld und Versagen, in Betracht aller Neigungen zum Bösen, gegen alle Entmutigung und Hoffnungslosigkeit. So kann ich auch leichter damit umgehen, dass es in dieser Welt so viel Unheil gibt: die Neigung zu Hass und Gewalt, aber auch so viel Gleichgültigkeit, Lieblosigkeit.

Die wichtigste Lebensregel, die Jesus hinterlassen hat, ist nach meinem Empfinden die, über andere nicht zu urteilen, sondern immer zu verzeihen, weil auch ich von Gottes Barmherzigkeit lebe. So hilft uns Jesus, immer wieder zur Liebe durchzustößen, in Hoffnung und Geduld. Hier liegt für mich der Schlüssel für ein friedvolles Miteinander im Kleinen wie im Großen.

Jesus legt uns auch nahe, unsere Möglichkeiten einzusetzen im Interesse eines größeren Ganzen, Macht in der Form des Dienstes zu leben.

Mich an Jesus, seinem Wort und seinem Leben zu orientieren, bedeutet für mich darüber hinaus eine gewisse Unabhängigkeit von Gütern wie Besitz und äußerlich sichtbarem Erfolg, ja relativiert sogar Ziele wie Gesundheit und Glück.

So sehr wir heute zu Recht die Bedeutung der ganz persönlichen, individuellen Beziehung des Einzelnen zu Gott entdeckt haben, scheint es mir

– zumindest längerfristig – doch wichtig, in einer Glaubens-Gemeinschaft verankert zu sein. Für mich ist das – trotz all der Fehler und trotz all des Versagens, das ihr Erscheinungsbild entstellt (und trotz der Fragen, die ich an ihre „Lehre“ habe) – die Kirche, die die Botschaft von Jesus und unsere christliche Glaubenstradition durch die Geschichte trägt, leider in Konfessionen zersplittert, aber letztlich doch weltumspannend und die Zeiten übergreifend.

Mein Glaube prägt wesentlich auch meinen Blick darauf, dass ich einmal sterben werde. Er wird mir helfen (das muss sich erst noch erweisen, aber ich empfinde es bis jetzt so), den Tod, immerhin das gewisseste Ereignis meines Lebens (!) zu bestehen – ohne Furcht vor Vernichtung, nicht als Ende, sondern eher als Vollendung. Mit dem Tod verbindet sich für mich die Hoffnung, ans Ziel zu kommen und Heimat zu finden – in Gottes Liebe, in einer Welt jenseits von Raum und Zeit, erfüllt von Licht und in einem Zustand des Friedens. Das Vertrauen darauf, in Gottes schöpferischer Liebe geborgen zu sein – auch über die Grenze des Todes hinaus – hilft mir, auch all die anderen Grenzen, die ich in meinem Leben erfahre, leichter annehmen zu können. Ich muss nicht alles, was wünschbar wäre, in dieses Leben hineinpacken – nicht einmal meine eigene Vollendung; die kann ich getrost dem Gott des Lebens und der Liebe überlassen. ■

Gott kommt unerwartet

von Gerburg Crone

Ich glaube, dass jeder Mensch einzigartig ist. Unsere Einzigartigkeit zu entdecken, unsere Fähigkeiten und Qualitäten zu nutzen, um unser Leben zu gestalten, bedeutet auch, in Begegnung mit anderen zu gehen. Wir haben als Menschen die Fähigkeit, anderen gegenüber Solidarität zu zeigen und Schwächere zu unterstützen.

Ich glaube, dass wir Freude am Leben haben, solange wir mit Neugierde und Respekt an-

deren Menschen begegnen. Sterben beginnt da, wo uns die Angst besetzt, sei es die Angst vor Fremden, vor Unbekannten, vor bestimmten Personen, vor Mächtigen, vor Situationen, Umständen oder Krankheiten. Der Tod geliebter Menschen wird dann endgültig, wenn wir sie und das, was sie uns bedeuten, nicht mehr wahrnehmen. Hierin liegt für mich die Kraft der Erinnerung.

Die Schöpfung zu bewahren, ihre Schönheit zu entdecken, ihre

Vielfalt und Andersartigkeit wertzuschätzen heißt für mich auch, nicht auf das festgelegt sein, was im Moment erlebbar ist. Gerechtigkeit bedeutet dann auch, dass alle Menschen an dieser Schöpfung teilhaben und fähig werden, ihr Leben gestalten zu können, das heißt nicht Objekt, sondern Subjekt der Schöpfung werden.

Wenn ich von Gott spreche, dann als von einem Gegenüber, das mich herausfordert, zu der zu werden, die ich bin. Gott hält sich nicht an vorgegebene Rituale, an bekannte Umgangsformen, an übliche Situationen. Gott kommt unerwartet – bei Elias im Windhauch bzw. Säuseln, in der Erzählung der Kindheitsgeschichte Jesu nicht, wie erwartet, im Palast, sondern im Stall. Gott ist

weder auf den Ort noch die Art des Erscheinens festgelegt. Gott trifft mich unerwartet – im Antlitz eines jeden Menschen, der mir entgegenkommt und „der Test (...) ist, die göttliche Präsenz auf dem Gesicht des Fremden zu erblicken“, wie der Oberrabbiner Jonathan Sacks formuliert.

Gott ist für mich nicht auf eine bestimmte Religion festgelegt. Alle Religionen, die den Menschen helfen, Begegnungen und Leben zu gestalten ohne einzulegen oder zu zerstören, sind für mich im tiefsten Sinn göttlich, oder – ohne sie vereinnahmen zu wollen – christlich. Christlich deshalb, weil Gott mit Jesus diesen Weg gewählt hat, den keiner erwartet hat: nämlich in der Person eines verletzlichen Kindes in ärmlichen Verhältnissen und unklarer Vaterschaft in die Welt zu kommen. Für mich ist die Aussage dieser Weihnachtsbotschaft: An Orten, an denen wir nicht damit rechnen, von Menschen, die wir nicht als stark erleben, kommt die frohe Botschaft,

die Leben verheißt. Und obwohl Jesus am Kreuz stirbt, geht diese frohe Botschaft weiter. Das ist die Botschaft der Auferstehung: Trotz Leid, trotz Verfolgung, trotz Kreuzigungen und Tod auf der Welt kann die Hoffnung auf das Leben, auf Begegnung, kann die Freude am Leben nicht zerstört werden. Trotz allem Leid lebt Gott in jedem Menschen und begegnet uns täglich.

Glaube ist damit für mich etwas, was mir immer wieder die Freude am Leben gibt. Ich fühle mich getragen von der Hoffnung auf interessante Begegnungen, auf Herausforderungen, die mir zum Erfahrungsschatz werden, auf Unterbrechungen, die meinem Leben eine andere Richtung geben.

Die Gemeinschaft derer, die ihren Glauben und ihre Hoffnung miteinander teilen, möchte ich als Ort bezeichnen, an dem das Reich Gottes spürbar wird. Die momentane Verfassung der katholischen Religionsgemeinschaft zeigt für mich viele Merk-

male von Organisationen, die sich Veränderungen verweigern. Und so glaube ich an die frohe Botschaft, dass Gott in jedem von uns in diese Welt kommt, obwohl es die katholische Kirche mit ihrer Geschichte der Glaubenskriege und des sexuellen Missbrauchs gibt. Hier bete ich mit dem Magnifikat: „Gott stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen“ – und das nicht nur zu Karneval, sondern im täglichen Umgang mit Menschen, die wir als mächtig erleben.

Nochmal neu sind wir jetzt gefragt, uns zu dem zu bekennen, was christlich ist: Uns um die zu kümmern, die Not leiden, und mit Zivilcourage die Strukturen zu beschreiben, die lebensvernichtend sind. Hier unsere Stimme zu erheben und uns für Bedrängte einzusetzen und dabei den Zuspruch Gottes als Ermutigung zu erfahren, das ist für mich solidarisches Handeln und Ausdruck meiner Hoffnung auf das Reich Gottes. ■

Nachdenken über meinen Glauben – Essenzen meines Glaubenslebens

von Christian Creutz

An welche Wahrheit ich glaube?
Dass Gott die Welt, den Menschen und somit auch mich gewollt hat.

Dass ich im Leben und Sterben Jesus ganz vertrauen kann.

Dass ich niemals so tief fallen kann, dass ich nicht mehr von Gott angenommen werde, wenn ich meine Schuld annehme und zur Umkehr bereit bin.

Dass ich durch mein Handeln gegenüber meinen Mitmenschen in Beziehung zu Gott trete.

Dass mit dem Tod nicht alles aus ist.

Mein Glaube verrät mir nicht im Letzten den Sinn meiner Existenz und kann mir nicht die Welt erklären, aber er gibt mir die Erkenntnis, dass ich als Christ nicht sämtliche Fragen, die das Leben mir stellt, beantworten kann und muss.

Mein Glaube kann mir keine überzeugende und befriedigende Antwort auf die Theodizee-Frage geben, führt mich aber damit auch zu der Einsicht, lieber diese Antwortlosigkeit auszuhalten als mich mit Pseudo-Antworten zu begnügen.

Mein Glaube führt mich nicht einfach zu endgültigen Gewissheiten, kann mir aber helfen, dass ich auch in meiner tiefsten Verzweiflung noch ahnen kann, dass es Sinn geben muss, selbst wenn ich ihn in einer solchen Situation nicht sehen kann.

Mein Glaube bringt mich nicht dahin, in allen Situationen des Lebens automatisch immer auch hoffen zu können, aber andere Menschen zeigen mir

durch ihre gelebte Glaubenspraxis, dass der Glaube einem in aussichtslosen Situationen Kraft geben, ja, dass er sogar Berge versetzen kann.

Mein Glaube gibt mir keine Antwort auf alle ethischen Fragen, aber er kann mein Abwägen wirksam begleiten, wie eine richtige Entscheidung aussehen könnte.

Mein Glaube an die Schöpfung ermahnt mich jeden Tag, dass wir mit dieser von Gott geschenkten Welt in ökologischer Hinsicht um ein Vielfaches verantwortungsvoller umgehen müssen.

Mein Glaube bedeutet für mich immer auch, alle aufkommenden Zweifel gerade nicht auszuladen, sondern diese bewusst aufzunehmen, mit der Konsequenz, dass es bisweilen unübersichtlich bleibt.

Es gibt Situationen im Leben, da stoße ich mit meinem Glauben an Grenzen.

Und gleichzeitig bedeutet Glauben für mich trotz aller Einschränkungen grenzenloses Vertrauen.

Beides steht für mich nicht im Widerspruch zueinander.

Ja, das sagt mir mein Glaube auch. ■

Mein Vermächtnis des Glaubens

von Gisela Bornowski

Ich glaube an den dreieinigen Gott, an Gott, den Schöpfer, den Erlöser und den Heiligen Geist. Gott ist ein Gott der Beziehung. Er will mit uns Menschen und mit seiner Welt in Verbindung sein. Seine Geschichte mit uns Menschen ist über die Jahrtausende eine Beziehungsgeschichte, die niemals endet.

Gott ist der Schöpfer dieser Welt. Er hat sie geschaffen und ist immer noch am Werk. Ich kann immer wieder nur staunen über seine Werke, ihre Schönheit und Vollkommenheit. Er überlässt seine Welt auch nicht sich selbst, sondern erhält und bewahrt sie durch alle Zeiten hindurch. Gott hat auch mich und jeden einzelnen, jede einzelne geschaffen. Jeder Mensch ist einmalig, von Gott gewollt und ins Leben gebracht. Niemand ist ein Kind des Zufalls oder eine Laune der Natur, sondern Gottes geliebtes Kind – so wie er oder sie ist. Gott macht seine Liebe nicht abhängig von unserer Leistung, unserem Können, unserer Rasse oder Hautfarbe. Jeder und jede hat ein Lebensrecht und eine Würde, von Gott dem Schöpfer zuerkannt. Die Welt, in der und mit der wir leben, hat Gott uns geschenkt: Wir dürfen sie bebauen und sollen sie bewahren. Sie ist ein Geschenk an uns, mit dem wir verantwortungsbewusst umgehen sollen. Wir stehen der Schöpfung Gottes nicht gegenüber, sondern sind ein Teil von ihr. Zerstören wir sie, zerstören wir auch unseren Lebensraum.

Jesus ist mein Erlöser und Heiland. Er begleitet mich wie ein guter Freund durchs Leben. Er geht an meiner Seite, trägt und hält mich, egal was kommt. Auch an der Grenze des Todes macht er nicht Halt, sondern bleibt und geht mit mir in ein neues Leben ganz in seiner Nähe. Jesus hat uns gezeigt, wie groß Gottes Liebe zu uns ist. Er schenkt sie uns bedingungslos und unverdient. Er will uns in seiner Liebe auch alles abnehmen, was uns von ihm und voneinander trennt, und uns die Freiheit schenken, unser Leben in Liebe zu gestalten. Er befreit uns von dem, was uns einengt, bedrängt und Angst macht. Wir dürfen immer wieder neu anfangen und aus seiner Versöhnung leben. Diese Liebe und diesen Frieden dürfen wir als Beschenkte weitergeben an andere.

Der Heilige Geist ist die Kraft Gottes, die in meinem Leben wirkt, die mir Mut und Kraft schenkt, im Sinne Jesu zu leben, und Hoffnung, die über den Tod hinausweist. Wir spüren Gottes Geist in der Gemeinschaft mit anderen, wenn uns ein Wort der Bibel berührt und anspricht, wenn wir im Abendmahl Brot und Wein teilen und wissen: Christus ist mitten unter uns. Wenn Trost uns wieder aufrichtet, wenn uns Vergebung zugesprochen und ein neuer Anfang ermöglicht wird. Wenn einer dem anderen zum Bruder oder zur Schwester wird und wir in Frieden und Gerechtigkeit zusammenleben. Dann wirkt Gottes Geistkraft mitten unter uns.

Wir sind nicht allein mit unserem Glauben, wir sind viele in der weltweiten Kirche. Die Kirche ist ein Werk des Heiligen Geistes, er bringt uns zusammen und beruft uns zur Einheit. Die Kirche bleibt eine „ecclesia semper reformanda“, eine immer zu reformierende Kirche. Wir sollen und dürfen uns immer wieder aufmachen, Kirche neu zu gestalten, um den Menschen die Liebe Gottes zu bringen, dorthin, wo sie leben und glauben, in ihrer Zeit und Welt. ■



*„Weil wir aber etwas gutes Neues
erproben wollten, fanden wir den Mut,
das Alte zu zerstören. In Wahrheit
sollte ja auch keine Leere, sondern eine
andere Fülle entstehen.“*

Rudolf Schwarz

Dauerbaustelle Glaubensleben

Essenzen des Glaubens

von Armin Grunwald

Ich stamme aus einer Familie, in der das Christsein, für meine Eltern gleichbedeutend mit katholisch, so selbstverständlich war, dass darüber nicht gesprochen wurde. Das war für die Weitergabe des Glaubens vermutlich zumindest ambivalent: So wertvoll wie die Alltäglichkeit des Glaubens und seine Präsenz im Leben sind, so schwer macht aber die Sprachlosigkeit das Verstehen des Glaubens und seiner Wurzeln, damit auch die kritische Auseinandersetzung und Weiterentwicklung, was ich für die Weitergabe des Glaubens als wesentlich ansehe.

Über den Glauben zu sprechen, musste ich erst lernen. Dies geschah und geschieht weiter vor allem in der Begegnung mit vielen Menschen, zunächst in der Hochschulgemeinde beim Studium, später in der Ortsgemeinde und in der Familie, aber auch in meinem oft glaubens- und erst recht kirchenfernen Arbeitsumfeld. Dabei hat sich vieles geklärt, sind aber auch neue Fragen entstanden. Aus der Sprachlosigkeit eines selbstverständlichen Glaubens ist dadurch allmählich ein lebendiger Dialog im Modus der Suche, des Zweifels und Hinterfragens geworden – ein Dialog mit Menschen, mit der Heiligen Schrift, mit vielen weiteren Texten und, so denke ich, gelegentlich auch mit Gott. Ich habe gelernt, mich nicht zufrieden zu geben mit den einfachen und schnellen Antworten, sondern immer weiter zu fragen. Dabei hat der Glaube die Selbstverständlichkeit der Kinderzeit abgestreift – kein Verlust, sondern ein Riesengewinn an Dynamik und Entwicklungs-

möglichkeit. Erst dadurch wurde er wirklich interessant, eine ständige Aufgabe, Herausforderung und Bereicherung. Ich könnte auch sagen: eine Dauerbaustelle, bei der das Bauen selbst vielleicht wichtiger ist als das Ergebnis.

Prägende Ereignisse haben dabei ihre Spuren hinterlassen. Ein Abend mit Frère Roger Schutz im Kölner Dom, der Weltjugendtag in Köln, eine Assisi-Wallfahrt – vor allem aber Erfahrungen im Glauben auf mehreren Reisen in das Heilige Land. Dort erst habe ich wirklich das Wort Gottes entdeckt, habe begonnen, die Bibel zu lesen und mir meine eigenen Gedanken darüber zu machen. Mit der Bibel in der Hand auf einem Berg über dem See Genezareth sitzen und die Bergpredigt lesen, in der Grabeskirche den Erzählungen von Passion und Auferstehung nachgehen, in Kafarnaum oder

Tabgha Jesus auf seinem Wirken begleiten – das sind großartige Möglichkeiten zum Verstehen! Diese Erlebnisse waren und sind für mich ein Weg zu den Wurzeln meines Glaubens. Der historische Jesus spielt hierfür eine große Rolle: Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt – wirklich, nicht nur als Metapher oder Geschichte. Genauso wichtig für mich das Ende des Matthäus-Evangeliums: Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.

Das führt zum Kern meines Glaubens. Daran kann ich nur einen Baustellenbericht geben,

denn der Glaube ist nicht fertig, sondern in steter Entwicklung. Zentral ist für mich das Vertrauen in die Geborgenheit in Gott, egal wo ich bin, was mir widerfährt und was ich mache. Dieses Vertrauen gibt Mut zum Leben und zu immer neuen Aufbrüchen. Es macht Gelassenheit möglich, nicht gleich aus jeder Kleinigkeit ein Drama zu machen. Und es gibt Kraft, die Schwächen der anderen zu akzeptieren und an den meinen zu arbeiten.

Viele Menschen in Deutschland glauben nicht an Gott und betreiben keine Dauerbaustelle „Glauben“. Ich denke manchmal: Wie schade, sie wissen ja nicht einmal, was sie verpassen. ■



Was an meinem Glauben ist es wert, dass es weiter gegeben werden sollte?

von Hans-Joachim Sander

Antwort: seine Relativität. Weitergeben möchte ich die Einsicht in die Relativität des Glaubens, was glauben überhaupt erst möglich macht. Die Einsicht ist mir deshalb so wichtig, weil sie die Bedingung der Möglichkeit ist, dass kirchliches Glauben weitergehen kann. Der Grund ist ebenso einfach, wie er nur komplex zu fassen ist: Glauben folgt dem Leben eines Menschen oder einer menschlichen Gemeinschaft nach und muss sich ständig davor hüten, falsch zu werden. Das gelingt nur, sofern die Relativität dieses Vorgangs beachtet wird. Wer glaubt, aber sich nicht selbst in diesem Glauben relativiert und auch den eigenen Glauben nicht Relativierungen unterzieht, glaubt erstens falsch und zweitens sehr wahrscheinlich auch das Falsche.

Es gibt in meinem Glauben einen Weg, der damit zu tun hat, dass ich überhaupt professioneller Theologe geworden bin. Zunächst war Glauben das, was ich im Verlauf der Kindheit, Jugend, frühen Erwachsenenzeit gelernt hatte, mit der Kirche zu glauben. Daran würde ich auch heute noch festhalten, dass Glauben nicht aus mir herausgekommen ist, sondern aus dem, was von anderen mir so vorgestellt wurde, dass es zu glauben möglich wurde. Aber genau dieser Zusammenhang führt zu einer markanten Dynamik. Ist das, was für meinen Glaubensweg zutrifft, nicht ebenso zutreffend

für den der Kirche? Ist christliches Glauben inhaltlich – also im Bereich der sog. *fides quae* – originär oder folgt es Zweit-, Dritt- oder Viertverwertungen?

Ich musste im Verlauf des Theologiestudiums zu meiner eigenen Verblüffung erkennen, dass das Gefragte zutrifft. Nicht nur die jeweils eigene Person eines/r Gläubigen hängt von der Auseinandersetzung mit etwas ab, was sie nicht selbst garantieren kann, sondern gerade und insbesondere die Religionsgemeinschaft der Kirche. Sie glaubt nicht aus sich heraus, sondern durch das, wozu sie von anderen und von anderem gebracht wurde. Diesen Glauben hat man jeweils selbst zu verantworten, gerade weil es eine Gnade ist, darin die falschen Anteile begriffen und wenigstens anfänglich überwunden zu haben. Jeder einzelne Aspekt des christlichen Glaubens ist aus einer Verarbeitung von Anregungen, Anfragen, Auseinandersetzungen entstanden, die nicht aus diesem Glauben selbst herauskommen, sondern von außen an ihn herangetragen werden.

Das zeigt schon die elementare Wahrheit des christlichen Glaubens, dass seine Zentralfigur gar nicht zur eigenen Glaubensgemeinschaft gehört. Jesus war nun einmal Jude und kein Christ. Ironisch gesagt: Er war noch nicht einmal katholisch. Und auch der Glaubensgegenstand Christus, also der Gesalbte, der Messias, ist eine Fremdübernahme. Das, was

über Jesus, den Christus, zu sagen ist, muss man auf alles ausweiten, was es im Glauben gilt, der sich christlich versteht. Er kommt immer erst nach dem, was er von anderen und durch anderes zu glauben gelernt hat. Alles in ihm ist relativ zu etwas außerhalb der eigenen Religionsgemeinschaft.

Das ist aber ein großer Vorteil. Christliches Glauben kann nicht in sich ruhen, sondern muss sich ständig beweisen – gegenüber denen, von denen es Inhalte übernimmt und weiterverarbeitet, aber auch gegenüber all dem und all denen, was oder wem es nicht ausweichen kann, weil dafür erneut eine solche kreative Verarbeitung von etwas ihm Fremden ansteht.

Aus dieser fragilen und prekären Lage erklären sich auch die



ständigen Auseinandersetzungen in der eigenen Glaubensgemeinschaft über das, was nun denn zu glauben ist. Die Relativität bestärkt gegen jede Selbstverherrlichung. ■

Mein Glaube: Was davon würde ich gern an die nächste Generation weitergeben?

von Mathilde Schaab-Hench

Wir Christen kennen einen Gott, der Beziehung eingeht, der Verbundenheit möchte, der erfahrbar ist, einen Gott, der „mitgeht“. Und Jesus, der sich als Gottes Sohn ansah, war einer, der heilt, einer, der die liebt, besonders die, die nicht die ersten Plätze haben.

Meine Erfahrung sagt: Das Leben wird dort beglückend, wo Liebe ist, wo in Begegnungen hoher Respekt dabei ist, wo Freiheit gültig bleibt und alles Dominie-

hen Ethos messbar. Zudem sind die Kirchen derzeit weitgehend unglaubwürdig und waren es zu vielen Zeiten. Sie sind bei uns der nächsten Generation ziemlich egal. Wer glaubt angesichts völlig verhärteter Machtstrukturen des rein männlichen katholischen Klerus noch, dass dieser die Schlüssel zu unserem ewigen Heil in Händen hätte? Bei aller Liebe zu guter Liturgie und zu ihren Sakramenten, ich auch nicht wirklich. Das alles ist wenig jesuanisch und für die vielen Menschen guten Willens angesichts der vielfältigen Not auf Erden nicht glaubhaft.

Die nächste Generation von Gläubigen wird genau hinsehen: Wer sorgt für Gerechtigkeit, wer dient dem Frieden, wer schützt die Freiheit, wer respektiert jeden einzelnen und die Zukunft dieser Erde? An diesen Menschen möchte sie sich orientieren.

Christen werden diesen Kriterien folgen, ja. Und viele andere auch. Zum Glück. Christen können mit großer Ausdauer auf Erden Gutes wirken, die Menschenfamilie fördern, statt der Egoismen, weil sie einen erfahrbaren Gott wissen, der mit ihnen geht. Von Karl Rahner kennen wir das Wort: Der Christ der Zukunft werde ein Mystiker sein, einer, der das Gespräch mit Gott sucht. Genauso aber kann der Christ der Zukunft ein Liebender sein, einer, der solidarisch ist mit denen in Not, ein Kämpfer für bessere Verhältnisse. Und das ist mein „Vermächtnis“, wer sich in beidem zu vertiefen versucht, wird die große Freude des Glaubens kennenlernen.

Dass laut Jesu Zeugnis wir auch scheitern dürfen, ohne dass wir aus der Liebe Gottes fallen, das macht den christlichen Glauben für mich zudem besonders.

Dass, so wird es uns zugetraut, sogar Feindesliebe möglich ist, könnte rettend sein. Hier entstehen Welten, die mehr sind als irdisch, da kommt Himmel uns entgegen.

Hartnäckig zu glauben, immer neu zu beginnen mit dem Lieben und unermüdlich zu hoffen (dass letztlich Gott Wege weiß), das, so ist meine Erfahrung, macht stark, gibt Halt und beheimatet uns tief in kaum mit Worten zu beschreibenden Räumen. „All meine Quellen entspringen in dir.“

Ich kann nur empfehlen, sich auf die Suche zu machen nach einer persönlichen Gottesbeziehung und gleichzeitig zu einem entschiedenen Tun in Jesu Spuren. Dabei das Neue Testament wieder und wieder zu lesen und das Gespräch mit all denen, die „guten Willens sind“ (das können die Freunde sein, aber auch Fremde, auch die andernorts Beheimateten gehören dazu), sehr zu pflegen. Auch das Studieren von Lebenszeugnissen echter Jesus-Nachfolger, auch Zeugnisse der Kunst und der Musik waren und sind für mich hilfreich. Und das alles sieht hier so einfach aus, ist aber hochkomplex im Alltag. Keine Sorge, langweilig wird so ein Weg nie. ■

ren nicht geht, wo aber alles zählt, was lebendig macht.

Nach 2000 Jahren Christenheit müsste die Erde allerdings anders aussehen. Welche Enttäuschung. Und doch gibt es so viele Christen, die mich beeindruckt haben (lebende und Persönlichkeiten der Geschichte). Die Welt und ihre Akteure sind sicher komplexer und viele Christen nicht an einem ho-



FOTO: DOMINIK MEXNER

Was vom Tage übrigbleibt

von Claudia Lücking-Michel

Die Frage, was an meinem Glauben es unbedingt wert sei, dass es an die nächste Generation weitergegeben werden soll, muss bei mir erst freigeräumt werden, von all dem Schutt der Enttäuschungen, Zumutungen und Lebenslügen, die sich davor aufgehäuft haben.

Viel leichter könnte ich beantworten, was ich offensichtlich alles nicht weitergeben konnte, obwohl es mir selbst sehr wichtig ist: Das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Glaubengemeinschaft, die unter

als Dokument einer Glaubensgeschichte von Juden und Christen mit ihrem Gott? Geht schon eher. Die Texte bleiben spannend, vielschichtig, werfen Fragen auf und lenken zu Antworten.

Aber, was ist es denn nun, was mir unbedingt wichtig ist und was ich auch selbst weitergeben kann, da noch nicht von mir unter den Belastungen des Alltags zerrieben, über die Jahre zerlebt oder kritisch an den Abgrund zerredet?

Vielleicht dies: Ich möchte die Überzeugung weitergeben, dass es für uns und in unserem Leben mehr als alles geben wird. Wir sind mehr als das Produkt unseres Erfolges, Geldes oder unserer täglichen Mühen. Wir sind mehr als alle Äußerlichkeiten, seien sie elend oder prachtvoll. Wir sind mehr als das biochemische Zufallsprodukt unserer DNA und genetischen Codes. Und dieses Mehr ist vor allem die feste Zusage: Ich bin gewollt, geliebt und zur Freiheit berufen. Aus diesem Mehr können wir in innerer Freiheit abgeben und großzügig austeilen. Vor allem von unserer Zeit. Die Zeit des Lebens, die uns zugemessen ist, können wir nicht vermehren und nicht festhalten, aber wir können davon reichlich an andere verschenken: in direkter Zuwendung, im Einsatz für eine bessere Welt, indem ich abgebe von dem, was ich mir gesichert habe an Nahrung, an frischer Luft und gesundem Wasser, an Reichtum, an Mobilität, an Lebenschancen und Möglichkeiten.

Kein „America first“, kein „Deutschland, Deutschland über alles“ und auch kein „Claudia an erster Stelle“ werden mich glücklich machen, geschweige denn retten. Dagegen setze ich mein Vertrauen auf ein Vorbild, das uns vorgelebt hat, dass selbst am Kreuz nicht Schluss sein muss, sondern es ein mehr als alles darüber hinaus geben kann. Die anschaulichen, lebendigen Geschichten rund um diesen Jesus von Nazareth möchte ich unbedingt weitergeben. Wenn ich mit meiner Theologie und Philosophie nicht mehr weiterkomme, es mir bei aller Wortgewalt die Sprache verschlägt, hilft „Geschichten erzählen“, vor allem, wenn die Geschichten so zeitlos, anschaulich und lebensnah sind wie viele Texte unserer Bibel.

Ich bin mit meinem Glauben bisher gut gefahren. Die ganz harten Bewährungsproben stehen allerdings noch aus. Was heißt das für meinen Schönewetter-Glauben, wenn ich mit großem persönlichem Leid, unendlichem Schrecken oder mit meinem eigenen Ende konfrontiert werde? Doch auch das Leid anderer Menschen und anderer Zeiten lässt mich nicht los. Auch nicht ihre Glaubenszuversicht und Hoffnungsfreude. Wenn ich davon doch an die nächste Generation weitergeben könnte. Ich bin jedenfalls jederzeit bereit, von meiner Hoffnung Zeugnis zu geben. ■



dem Dach unserer Kirche lebendig ist? Viele wollen mit diesem, wie sie sagen „homophoben und frauenfeindlichen“, Haufen wenig zu tun haben. Die Freude an einer lebendigen, regelmäßig erlebten Liturgie, die für mich nicht nur zu jedem Sonntag, sondern ganz fest zu meinem Leben gehört? Ich merke, dass die Jungen mit anderen Lebenserfahrungen viel weniger andocken können. Die Bibel

Traditio Fidei

von Joachim Frank

Heute ist morgen schon gestern. Diese scheinbar simple Erkenntnis macht es so schwer, in der Gegenwart das auszumachen, was in Zukunft Bestand haben soll. Das gilt auch für das Leben im Glauben. Das Zweite Vatikanische Konzil hat in seiner Pastoralkonstitution „*Gaudium et spes*“ (GS) die Kirche „in der Welt von heute“ anzusiedeln versucht. Das wäre das Erste und Wichtigste, was die Christen von morgen sich bewahren sollten: die Orientierung nicht am Konstrukt einer zeit- und ortlosen Ewigkeit oder einer vermeintlich idealen Vergangenheit, sondern an ihrer Gegenwart.

Dort wird es immer sehr viel mehr Heilsames zu entdecken geben, als eine unerleuchtete, ängstlich-abwehrende und letztlich misanthropische Entweltlichungsprophetie, die Christen glauben machen will. „Die Erfahrung der geschichtlichen Vergangenheit, der Fortschritt der Wissenschaften, die Reichtümer, die in den verschiedenen Formen der menschlichen Kultur liegen, durch die die Menschennatur immer klarer zur Erscheinung kommt und neue Wege zur Wahrheit aufgetan werden, gereichen auch der Kirche zum Vorteil“, wusste das Konzil (GS 44) vor 50 Jahren und behauptete, die Kirche sei sich „darüber im Klaren, wieviel sie selbst der Geschichte und Entwicklung der Menschheit verdankt“.

Wenn hierfür nicht schon damals der (fromme) Wunsch der Konzilsväter der Vater des Gedankens war, dann ist seitdem

vieles davon auf der Strecke geblieben. Eine Denunziation des stets notwendigen „*Aggiornamento*“ als Verfallenheit an einen flüchtigen, faden und flauen Zeitgeist ist an die Stelle der Überzeugung getreten, dass die Kirche vom Austausch mit der Welt profitiert und zur Steigerung dieses Austauschs „vor allem in unserer Zeit mit ihrem schnellen Wandel der Verhältnisse und der Vielfalt ihrer Denkweisen der besonderen Hilfe der in der Welt Stehenden bedarf, die eine wirkliche Kenntnis der verschiedenen Institutionen und Fachgebiete haben und die Mentalität, die in diesen am Werk ist, wirklich verstehen, gleichgültig, ob es sich um Gläubige oder Ungläubige handelt“ (GS 44).

Ein bis heute unerreichter und im Wortsinn maßgeblicher Sachwalter einer entschiedenen Weltlichkeit des Christentums ist Dietrich Bonhoeffer (1906–1945). Mit dem Zeugnis seines Worts und seines Lebens gehört er für mich zur eisernen Ration der Kirche von morgen. Die Kirche, heißt es in Bonhoeffers (unvollendeter) Ethik, dürfe keine Prinzipien verkündigen, die immer wahr sind, sondern nur Gebote, die heute wahr sind. „Denn was ‚immer‘ wahr ist, ist gerade heute nicht wahr. Gott ist uns ‚immer‘ gerade ‚heute‘ Gott.“

Seine Existenz als Mensch und Christ verschrieb Bonhoeffer ganz und gar einem „Ja zu Gottes Erde“, wie in einem Brief an seine Braut Maria von Wedemeyer vom 12. August 1943 über ihre (geplante) Heirat zu lesen ist. Auf der Erde, mitten in

der Welt muss der Ort des wahren Christen sein. Denn, so Bonhoeffer: „Ich fürchte, dass Christen, die nur mit einem Bein auf der Erde stehen, auch nur mit einem Bein im Himmel stehen.“ Als Bonhoeffer diese Zeilen verfasste, saß er in der Haft der Gestapo. Das gibt seinem Entstehen für die „Diesseitigkeit“ des Lebens als Christ den tiefen, existenziellen Ernst. „Ich möchte von Gott nicht an den Grenzen, sondern in der Mitte, nicht in den Schwächen, sondern in der Kraft, nicht also bei Tod und Schuld, sondern im Leben und im Guten des Menschen sprechen ... Die Kirche steht nicht dort, wo das menschliche Vermögen versagt, an den Grenzen, sondern mitten im Dorf“, schreibt er ein knappes Jahr später an anderer Stelle (Widerstand und Ergebung, Brief vom 30. April 1944).

Was Bonhoeffer propagiert, ist kein Wohlfühl-Glaube, kein Wellness-Christentum, wohl aber eine Kirche, die wieder neu lernen muss, „Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein“ (Widerstand und Ergebung, Gedanken zum Tauftag, Mai 1944). Bis diese „neue Sprache, vielleicht gänzlich unreligiös, aber befreiend und erlösend“, gefunden ist, so Bonhoeffer, wird „unser Christsein heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen“. Aber auch in dieser Zwischen-Zeit, in der die „Sache der Christen eine stille und verborgene sein wird“, werde es Menschen geben, „die beten und das Gerechte tun und auf Gottes Zeit warten“.

Bonhoeffers Überzeugung gibt mir Anlass zur Zuversicht und zur Hoffnung auf eine Kirche, für die auch morgen heute ist – Gottes Heute. ■

Zukunft des Christseins

von Ute Leimgruber

Das Christentum ist eine zukunftsfähige Religion. Davon bin ich zutiefst überzeugt. Es wird immer Menschen geben, die in einer vitalen Gottesbeziehung leben und aus der Reich-Gottes-Botschaft Jesu heraus das Leben in der Welt heilend und befreiend gestalten. Christinnen und Christen können in der Gegenwart Spuren für die Zukunft legen (auch wenn sie dann sicher anders kommt als gedacht), gleichzeitig können sie die Zukunft bereits heute zerstören. Was ist also den künftigen Generationen weiterzugeben? In erster Linie, dass Christsein ein ganz bestimmter *modus vivendi*, ein Lebensstil, eine Haltung zu Gott und zu den Menschen und der gesamten Schöpfung ist – und nicht nur eine Mitgliedschaft in einer wie auch im-

sind und ob sie sich auch ja an die Regeln halten, bleibt im Klein-Klein eines Schrebergartenvereins. Christsein meint nicht die institutionalistische Rettung einer bestimmten kirchlichen Sozialform. Den christlichen Kirchen darf es nicht nur um sich selbst gehen – der Blick auf das Überleben der eigenen Institution und das damit verbundene machtvoll und häufig gewalttätige Durchsetzen bestimmter Normen bewirkt genau das Gegenteil und lässt die Kirche und ihre Botschaft versteinern. Christsein kann in Zukunft nur lebendig sein, wenn die Kirche das Ziel der Selbsterhaltung hintan stellen kann und sich auf ihre eigentliche Aufgabe konzentriert: in Wort und Tat dafür Sorge zu tragen, dass alle Menschen die Liebe und Zuwendung Gottes in ihrem Leben erfahren. Mit den Menschen gemeinsam die Erschließung von Evangelium und befreienden Erfahrungen, in all den Brüchen des Lebens, entdecken und so lebendig halten. Tut sie es nicht, wird die Kirche nicht mehr sein als eine ziemlich gestrige Versammlung von institutionellen Lobbyist*innen.

Christsein in der Zukunft heißt, „doxastische Verpflichtungen“ (N. N. Taleb) einzugehen, das heißt, dergestalt für Überzeugungen eintreten, dass man nicht nur darüber redet, sondern sie einlöst, auch wenn es Risiken bedeutet. Diese Verpflichtung entsteht aus der indikativischen Zusage Gottes, die vor allem menschlichen Handeln, Leisten und Tun kommt. Christologisch gesprochen: Gott ist in Jesus von Nazareth Mensch geworden, darin können wir über all die Zeiten hinweg erkennen, welche „Idee“ Gott hat, wenn er sich den „wahren Menschen“ vorstellt. Christ*innen, die sich auf diese „Idee“ Gottes einlassen, haben das zentrale Kriterium für den Umgang mit allen Menschen um sie herum: Jeder Mensch ist der Ort, Gott zu begegnen, die Welt gehört Gott ja längst (Jes 66). Diese doxastische Überzeugung im eigenen Leben einzulösen, ist etwas anderes als einfach dogmatische Lehrsätze zu befolgen. Christsein hat dann eine Zukunft, wenn es dieser Verpflichtung nachkommt.

Das Christentum hat das Potential, gesellschaftliches und persönliches Leben mit Sinn und Bedeutung zu erschließen, von einem Gott her, der hier und jetzt und weit darüber hinaus das Heil der Menschen will, in bedingungsloser Zuwendung und Menschenliebe. Was das bedeuten kann, erfahren wir, wenn wir „Jesus zuhören“ (K. Kern). Burg Rothenfels ist für mich so ein Ort hörenden und doxastisch verpflichtenden Christseins, das sich jenseits von institutionalistischen Interessen auf das Wesentliche konzentriert: heute und morgen die Nachfolge Jesu zu buchstabieren. ■



mer formierten Vereinigung inklusive der rubrizistischen Einhaltung deren Normen.

Zukunft hat Christsein dann, wenn es nicht die Verkirchlichung der Welt anzielt, sondern die Realisierung dessen, was das Evangelium Reich Gottes nennt. Wer stets nur die Zahlen der Kirche, ihren äußerlich messbaren Erfolg vor Augen hat, wie viele Menschen in den Gemeindeveranstaltungen

Ein Glaubensbekenntnis

von Jakob Crone

Ich würde mich selbst nicht als Gläubigen bezeichnen – eher als Suchenden. Die zentrale Frage ist für mich auch nicht die Frage nach dem persönlichen Glauben. Vielmehr steht für mich im Mittelpunkt, welche Haltung wir als Menschen konsequent leben: Wollen wir das Zusammenleben auf der Erde für alle Menschen besser und gerechter gestalten? Wollen wir die Ressourcen, die uns das Leben ermöglichen, auch für unsere Nachkommen erhalten?

Ein Glaube, der auf eine fest umgrenzte Gruppe in Abgrenzung zu Anders- oder Ungläubigen gerichtet ist, muss bei der Beantwortung dieser Fragen scheitern – zumindest solange er bestimmten Menschen qua Glaube bestimmte Privilegien zubilligt.

Fündig geworden bin ich jedoch bei Hans Küngs Vision des Weltethos: Menschen aus aller Welt mit den vielfältigsten religiösen Wurzeln haben Normen zusammengetragen, die Kern aller Religionen gleichermaßen sind – und die dadurch eine universelle Gültigkeit beanspruchen können. Diese sind:

- Verpflichtung auf eine Kultur der Gewaltlosigkeit und der Ehrfurcht vor allem Leben
- Verpflichtung auf eine Kultur der Solidarität und eine gerechte Wirtschaftsordnung



- Verpflichtung auf eine Kultur der Toleranz und ein Leben in Wahrhaftigkeit
- Verpflichtung auf eine Kultur der Gleichberechtigung von Mann und Frau

Hierbei geht es mir weniger um hehre Leitsätze, sondern vielmehr um die konkret gelebte ethische Haltung. Werden wir, in unserem tagtäglichen Handeln, unserem normativen Anspruch

gerecht? Werden die Institutionen, die derartige Ansprüche formulieren, dieser Verantwortung gerecht?

Die Institution der katholischen Kirche – in deren Tradition ich sozialisiert bin und über die ich mir deshalb ein Urteil erlau-

ben möchte – wird den selbst formulierten normativen Ansprüchen meiner Meinung nach bislang zu wenig gerecht. Stichworte sind hier für mich: Gleichstellung von Frauen und Männern, Aufarbeitung von Fällen sexuellen Missbrauchs und Etablierung von wirksamen Präventionsmechanismen, konsequente ökologische Nachhaltigkeit, Demokratisierung.

Die katholische Kirche als Institution zehrt meiner Meinung nach in

zu Vielem von der Vergangenheit – und birgt für mich zu wenig glaubhafte Visionen für die Zukunft. Künftiges Christ-Sein bedeutet für mich entsprechend: Eine Haltung, die Ansätze zur Lösung heutiger globaler Herausforderungen bietet – und die auch in der Kirche selbst institutionell umgesetzt ist. ■

FOTO: GUNNAR FLOSS

Essenzen künftigen Christseins

von Hermann Benker

Gesellschaften werden sich immer ein Feindbild schaffen, einen Sündenbock, auf den sie alles Leid, das ihnen widerfährt und mit dem sie nicht umgehen können, projizieren. In der momentanen Gesellschaft heißt es, vor allem auf den Islam bezogen, wenn es keine Religionen gäbe, hätten wir den Frieden auf Erden. Wenn es denn so wäre, würden sich die Vereinfacher einen anderen Verursacher allen Übels ausmachen – und seien es die Brillenträger. Erst in diesen Tagen habe ich erfahren, dass genau das, die Verfolgung der Brillenträger, Pol Pots Strategie der Roten Khmer in Kambodscha war.

Was will ich damit sagen?

Jede Community gibt sich Regeln, die das Zusammenleben innerhalb der Gemeinschaft regeln. Das schafft Vertrauen nach Innen und man fühlt sich sicher. Jedes Regelwerk birgt aber auch die Gefahr der Ausgrenzung gegenüber anderen Gemeinschaften. Wer nicht nach den eigenen Regeln lebt und handelt, ist potenziell gefährlich für einen selbst und für die eigene Gruppe. Das Regelwerk hat aber auch Auswirkungen nach innen. Je strenger es gefasst wird und je rigoroser es mit Strafen für Abweichungen bewehrt ist, desto unmündiger werden die Mitglieder der Gemeinschaft. Ganz schlimm wird es, wenn die Folgen der Missachtung der Regeln auf das Jenseits verschoben werden. Der strafende Gott, Fegefeuer und Hölle seien hier stellvertretend genannt. In jedem Fall aber der Verlust des Paradieses, welches ja als himmlische Alternative zum beschwerlichen Erdenleben verstanden wird. Was sind die Folgen? Der Mensch wird sein Leben danach ausrichten und versuchen, durch vermeintlich „gute Werke“ sein „Konto“ für das Paradies zu mehren. Er wird aber auch vermehrt intoleranter gegenüber Mitgliedern anderer Gemeinschaften, weil er gar keine Kraft und Zeit mehr hat, sich mit dem Anderen auseinanderzusetzen. Des Weiteren begünstigt ein derartiges System autoritäre Machtstrukturen von einigen wenigen Wissenden über viele Mitläufer. Wenn dann alle ungünstigen Faktoren zusammenkommen, blinder Gehorsam im inneren und ein aufgebautes Feindbild nach außen, haben wir die ka-

tastrophale Mischung, deren Auswirkungen wir im Laufe der Geschichte schon vielfach schmerzlich erleben mussten.

Und was hat das jetzt mit Religion zu tun? Nichts – es ist immer der Missbrauch der heiligen Schriften durch den Menschen zur Durchsetzung eines Machtanspruchs.

Was hat das jetzt mit meinem Glauben zu tun?

Jeder Mensch ist von Geburt an gleich, erst einmal unabhängig von jeder Glaubenslehre. Nach den unterschiedlichen Glaubensgrundsätzen kommt dann noch dazu, dass er ein „Geschöpf Gottes“ ist. Das bedeutet aber in jedem Fall, dass wir letztlich alle Geschwister sind.

Für mich als Christen bedeutet es Freiheit. Ich muss mir um mein Seelenheil keine Sorgen machen, weil ich mir der unendlichen Barmherzigkeit Gottes sicher sein kann. („Ich glaube an ... die Vergebung der Sünden und das ewige Leben“ – so die letzten Zeilen unseres Glaubensbekenntnisses). Gegeben sind mir die Zehn Gebote, an denen ich versuche, mein Leben auszurichten. Ich weiß, dass ich sie nicht immer einhalten werde, ich bin ein Mensch. Ich weiß aber auch, dass ich immer eine Chance haben werde, neu zu beginnen. Ich muss nichts kompensieren, um mein Seelenheil zu bekommen – mein Gott ist keine Krämerseele. Und das Wichtigste: Das gilt für alle Menschen, und damit kann ich mich als Christ auch nicht abgrenzen.

Die Schwierigkeit liegt darin, dass mir Gott die Verantwortung übertragen hat. Ich muss selbst abschätzen, welche Auswirkungen mein Reden und Handeln auf meine Mitmenschen und die Schöpfung hat. Der Abgleich mit den Zehn Geboten gelingt aber am besten in der Gemeinschaft, wir Christen sagen Kirche dazu. Das möchte ich an die nächste Generation weitergeben, auch wenn das Erbe, das wir hinterlassen, schon ziemlich ramponiert ist. ■



Mein Glaube – mein Christentum

von Brigitte Hutt

Mein ganzes Erwachsenenleben habe ich mit der Kirche, mit den Traditionen, mit dem, was mir in punkto Christentum vermittelt worden ist, gerungen und bisweilen gehadert, und gleichzeitig alle Gedankensplitter, die mich angesprochen haben, begeistert aufgesaugt. So könnte man das, was sich in mir gebildet hat, sicherlich auch synkretistisch nennen, aber ich habe zumindest meine eigene (sehr wenig kirchlich untermauerte) Vorstellung von meinem Glauben und auch „meinem“ Christentum.

Die erste Erkenntnis und auch meine wichtigste Essenz aus dem Christentum ist die, dass ich das Christentum gar nicht so wichtig finde. „Religion“ ist Bindung, Bindung an eine Erkenntnis, die der Mensch (jede/r individuell) als bedeutsam für sich und seine Welt begriffen hat. In christlicher Tradition gesprochen: Bindung an einen Schöpfergott, dessen Schöpfung zu wahren auch meine Aufgabe ist. Ich kann Wertschätzung und Respekt für einen jeden Menschen empfinden, der – aus welcher Tradition auch immer – unserer Welt ähnlich gegenübersteht. Und ich wünsche mir, dass jeder Mensch das mit Bedacht und Aufrichtigkeit in und aus seiner eigenen Religion lebt.

Die zweite Erkenntnis ist die, dass ich durchaus und voll und ganz von christlichen Grundaussagen geprägt bin. Daraus ergeben sich für mich die fol-

genden Aussagen, die ich für wichtig genug ansehe, um sie weitergeben zu wollen:

1. Jeder Mensch ist Gottes Ebenbild. Wenn ich versuche, das zu leben, jede und jeden, die/der mir begegnet, in diesem Gedanken zu respektieren ... Das allein ist Lebensaufgabe genug. Ich gebe zu, dass ich daran noch arbeiten muss und sicherlich nur ein kleines Stück weiterkomme.

2. Aber auch das ist eine Essenz: Kein Mensch kann ein großes Ziel allein erreichen, wir müssen begreifen, dass wir alle nur ein Stücklein an der Schöpfung mitbauen und das Ergebnis nie zu Gesicht bekommen werden. Doch jedes Stück ist wichtig, auch wenn ich das nicht erkenne.

3. Gott ist größer als alles, was ich mir vorstellen kann. – In den Erzählungen der Chassidim, wie Martin Buber sie uns überliefert hat, liest man immer wieder, in unterschiedlichsten Kontexten, dass Gott uns nichts Böses tut, dass alles einem Plan unterliegt, den wir Menschen nicht erkennen können, dass aber „bittere Kräuter“ auch dazu gehören. Das zu akzeptieren, ist ebenfalls eine Lebensaufgabe.

4. Gott ist so voller Vertrauen in uns, seine Geschöpfe, dass er sich als kleines, hilfloses Kind voll und ganz in unsere Hand gegeben hat, ja, eigentlich immer wieder gibt, in jedem Kind, in jedem Menschen, der uns begegnet und unsere Hilfe braucht. Die Evangelien lehren uns, dass Jesus der Nazarener das Menschsein von der Geburt unter bitterarmen Umständen bis zum gewaltsamen Tod (mit)getragen hat – mehr, als jemand unter uns bereit wäre auf sich zu nehmen. Er hat sich uns an die Seite gestellt ohne etwas zu erwarten, sogar mit dem Wissen, dass er im Endeffekt als Mensch scheitern würde. Das heißt für mich: Ich muss bereit sein, in Vorleistung zu gehen, nie zu sagen „ich gebe dir, wenn du ...“, sondern einfach zu geben. Meine Hand, mein Vertrauen, was auch immer. Wenn ich scheitere, wenn ich enttäuscht werde, weiß ich: Jesus erging es schlimmer. Auch das ist eine Lebensaufgabe.

5. Und zu guter Letzt: Ich, jede, jeder – wir alle sind aufgefordert, an der Schöpfung, am Frieden, an der Gesellschaft zu arbeiten. Nicht die Kirche, nicht die Politiker, nicht „die da oben“. Wir alle, jede/r an ihrem/seinem Platz. Erst wenn wir das anfangen, sind wir auch wahrhaft demokratiefähig. Auch das ist Lebensaufgabe. ■

FOTO: JÖRN PETERS

„Dem glaubensfreien Menschen ist die Wirklichkeit im schlimmen Falle eine Gewalt, der er sich überläßt, im günstigen ist sie ihm Material für die Analyse. Dem Gläubigen ist sie Ton, den er formt, Aufgabe, die er löst.“

Jean Améry

Weltgewandt

Weihnachten als Lebensprogramm

von Sr. Katharina Ganz

Zu den tragenden Grundüberzeugungen meines Glaubens gehört, was das Christentum an Weihnachten feiert: Gott wird Mensch, ein wehrloses, armes, nacktes Kind. Das unterscheidet die christliche Religion von anderen Religionen. Im christlichen Glauben verschmelzen die Gottes- und Menschenliebe; Gottesverehrung und Dienst am Nächsten fallen in eins zusammen. Das Gebot Jesu, Gott mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit ganzem Denken und ganzer Kraft zu lieben und die Mitmenschen wie sich selbst stehen auf einer Stufe (vgl. Mk 12,30 f.). Aus dem Glauben an die Menschwerdung Gottes leitet sich für mich die Würde aller Menschen ab. Alle sind Gottes Ebenbilder und Kinder Gottes.

In unserem Kloster Oberzell sowie in allen Konventen unserer Kongregation stellen wir an jedem 25. des Monats die Krippe auf, beten das Stundengebet von Weihnachten und singen Weihnachtslieder. Damit halten wir die Grundüberzeugung unserer Gründerin Antonia Werr (1813–1868) wach: Gott ist Mensch geworden. Wir können ihn finden, besonders in den Ärmsten und Schwächsten der Gesellschaft, in den Ausgegrenzten und klein Gemachten. Wie das Jesuskind brauchen sie Menschen, die sich solidarisch an ihre Seite stellen, ihnen ihre Stimme leihen und manchmal stellvertretend für sie hoffen. Der Blick auf das Kind in der Krippe macht mir Mut,

denn er hilft mir, vom Anfang her zu denken, nach verborgenen Möglichkeiten zu suchen, die Hoffnung nicht aufzugeben, dass sich Situationen zum Besseren wandeln können. Der Blick auf das Kind und auf die ungewöhnlichen Eltern Maria und Josef, die Hirten und die Könige spornen mich an, in Beziehungen zu leben, Verbündete zu suchen, Netzwerke zu knüpfen und subversiv gegen die Macht der Mächtigen aus der froh machenden Botschaft zu leben. Sie folgt anderen Gesetzen und fleischt sich revolutionär, gewaltlos und friedensstiftend in diese Welt ein, indem sie Menschen verschwistert, die nicht blutsverwandt sind und dem Reich Gottes eine Chance einräumen. Aus diesem Glauben resultiert meine grundsätzliche Haltung, Menschen aller Couleur mit Wertschätzung, Achtung und Respekt zu begegnen.

Hass und Ausgrenzung, Sexismus und Rassismus, gesellschaftliche Spannungen und Spaltungen, die aus politischem Extremismus, religiösem Fanatismus, ökonomischem Raubtierkapitalismus oder ökologischen Herausforderungen resultieren, stellen meine Überzeugungen und Haltungen auf den Prüfstand. Ich frage mich bisweilen, ob das Streben nach Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung nicht bloß utopische Spinnereien sind, Träumereien von so genannten „Gutmenschen“, die dem Realitätstest nicht standhalten können.

Dann fallen mir die Worte des Apostels Paulus ein aus seinem Brief an die urchristliche Gemeinde von Galatien. Er schärft ihnen eindringlich ein, dass durch die Taufe religiöse Unterschiede, aber auch Hierarchien, die durch Herkunft, Status und Geschlechtszugehörigkeit abgeleitet worden sind, keine Rolle mehr spielen sollen: „Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,27–28)

Die Inkarnation Gottes in Jesus Christus ist und bleibt ein Stachel im Fleisch meines Lebens als Mensch, Christin, Franziskanerin und (Ordens)frau. Denn aus diesem Glauben leitet sich der politische Auftrag ab, Kirche und Welt so mitzugestalten, dass das humanisierende Potential des Christentums erfahrbar wird. Wenn Gott die Menschen so sehr liebt, dass er in Jesus unser menschliches Leben teilen wollte, müssen Menschen, die auf seinen Namen getauft sind, alles tun, um die Gesellschaft und den Planeten, auf dem wir leben, so zu gestalten, dass sich die Lebensbedingungen und -chancen aller Menschen verbessern. Deshalb halte ich allen Unkenrufen zum Trotz an meinem franziskanischen Selbstverständnis fest, dass unser Leben verdankt ist. Wir haben uns nicht selbst erschaffen. Wir sind alle geboren von einer Frau. Wir leben durch andere Menschen und von den Elementen, die uns umgeben. Die Ressourcen des Lebens in der Verantwortung für alle Geschöpfe, zukünftigen Generationen und die Schöpfung gilt es sorgsam zu hüten und zu pflegen. ■

Man muss lernen, in den Schuhen des Anderen zu gehen

von Stefan Jakob Wimmer

Man muss Religion nicht verstehen. Glaube kann die Seele des Menschen erfüllen und ausfüllen, und dann fehlt der Seele nichts.

Ich wollte aber immer auch verstehen. Die Auseinandersetzung mit der Religionsgeschichte verweist mich darauf, wie Religionen – auch die meine – gewachsen sind. Und dann komme ich ohne den Blick auf andere Religionen nicht mehr aus. Es hat lange gedauert und Entsetzliches gebraucht, die Schoa nämlich, bis wir Christen verinnerlicht haben, dass wir vom Judentum her auf unseren Glauben schauen müssen, um ihn zu verstehen. Der Salzburger Theologe Ulrich Winkler bringt es mit der Formulierung auf den Punkt: „Wer nur das Christentum kennt, kennt das Christentum nicht.“

Ich möchte den Satz ausweiten: Wer nur seine Religion kennt, kennt seine Religion nicht. Seine ei-

gene Religion zu verstehen, geht nicht ohne Offenheit für andere Religionen. Und das gilt gewiss nicht nur für das Christentum.

Mir reicht es nicht, andere Religionen zu dulden, weil sie eben auch da sind, oder so oder so bewerten zu können, was ich über sie gehört habe. Manfred Görg (1938–2012), der die Gesellschaft „Freunde Abrahams“ gegründet und mich persönlich tief geprägt hat, meinte: „Man muss lernen, in den Schuhen des Anderen zu gehen.“ Es reicht eben nicht mehr, nebeneinander her zu laufen. Mich interessiert das Alte Testament, ohne es auf Christus hin zu deuten, und ich möchte wissen, was sich am Judentum erst nach der Entstehung des Christentums entwickelt hat. Mir ist wichtig mitzuspüren, was Muslime bei der Rezitation von Koranversen erleben, und mich vom Prophetentum Mohammeds herausfordern zu lassen. Mich auch auf den nicht einfachen Weg ihrer Liebe zu ihm mit zu begeben, soweit ich es vermag. Aber auch über das Denken der Alten Ägypter zu staunen, die all dem um Jahrtausende voraus waren.

Mein Verständnis von Christentum, von Religion überhaupt, verpflichtet mich dazu. Und belohnt mich mit einer Ahnung von der absoluten Unverfügbarkeit Gottes, die all mein Verstehen übersteigt und meinen Glauben speist. ■

Glaube auf der Suche nach Wahrheit und Orientierung

von Matthias Rey

Angesichts erstarkendem Nationalegoismus überall auf der Welt werden die Begrenztheiten dieser jeweiligen nationalen Blickwinkel auf und für den Globus überdeutlich. Sie wollen das gar nicht. Der Blick auf die Nation genügt ihnen selbst. Diese Wege werden sich aufs Ganze aber als egoistische kurzsichtige Irrwege offenbaren. Danach wird der Schrei groß sein nach etwas, das international über diesem Egoismus steht und ihm Einhalt gebietet.

Solche menschliche Begrenztheit wird von dem Gott der Liebe

in den Schatten gestellt. Liebe ist international und interkulturell universell attraktiv. Sie hat über Grenzen hinweg die Kraft Menschheit zu einen. Sie tut es längst vielfältig und unerkannt trotz großer Widerstände, die manchmal übermächtig erscheinen. Liebe zur Natur und Schöpfung Gottes wird offensichtlich überlebensnotwendig. Das wird erkannt (werden).

Ein Gott der Liebe braucht Zustimmung der Herzen in Freiheit. So ist er ohnmächtig. Aber nur so wird Gott Menschen ohnmächtig und mächtig zugleich in aller Frei-

heit und Geduld gewinnen. Diese Botschaft ist widerständig gegen den Zeitgeist, der vom schneller, größer und mehr geprägt ist. Geduld scheint außer Mode zu sein. Befehl und Gehorsam scheinen schneller. Und doch braucht jede/r die liebevolle Geduld anderer Menschen, um sich menschlich entwickeln zu können.

Liebe will, dass jeder Mensch auf seinem individuellen Weg seinen Beitrag im Kleinen und dem großen Ganzen leistet. Die meisten tun dies schon längst – manchmal auf ungeraden, unerkannten und nicht wertgeschätzten Wegen. Sowohl das Scheitern solcher Wege als auch Umwege sind für alle Beteiligten oft schwer zu ertragen. Dennoch können sie zu Gott führen. Immer wieder führen sie tatsächlich zu Gott.

Das gelingt, wo ehrlich auch Misslingen, negative Folgen und

falsche Motivationen wahrgenommen werden als Chance zur Reifung, Verbesserung und Annäherung an das eine Ziel von Menschen – lieben und geliebt werden – Liebe – Gott. Das klingt zu schön und einfach um wahr zu sein. Aber so einfach ist diese Ehrlichkeit nicht. Selbsterkenntnis führt oft durch ein heftiges Fegefeuer. Das gilt individuell, kirchlich aber auch gesellschaftlich-politisch. Ehrliche Selbsterkenntnis offenbart die Falschheit aller fake news, welche eigenen (Macht-) Missbrauch vertuschen wollen.

Worte von Predigten, Texten oder Wahlparolen und auch Wertedebatten ermüden – vielleicht auch diese. Erst durch Authentizität und Glaubwürdigkeit im Alltag werden sie wert, bemerkt zu werden. Es braucht den aktivieren-

den Glaube an das Wunder, dass Blinde sehen, Taube hören und den Armen das Evangelium verkündet wird (Mt 11,5). Aber erst wo dieser Wertediskussion auch der tatsächliche Einsatz von Werten wie Geld, Zeit und Zuwendung folgt, wird das Wort Fleisch. Christus wird in welchem Stall auch immer geboren.

So können wir uns „von der Liebe geleitet, an die Wahrheit halten und in allem wachsen, bis wir Christus erreicht haben.“ (Eph 4,15) Kirchliche Orte sind keine Garantie für solche Erlebnisse mehr. In vielfältigem sozialem und bürgerschaftlichem haupt- und ehrenamtlichem Engagement scheint diese fleischgewordene Liebe Christi oft un-(an-)erkannt auf. Wir haben eine Orientierung. Sie hilft uns, nicht

mehr „dem Spiel der Wellen und ... jedem Widerstreit der Meinungen, dem Betrug der Menschen ausgeliefert“ zu sein (Eph 4,14).

Angesichts vieler Krisen, Brüche in Biografien, Konflikte und Hartherzigkeit im Persönlichen bis hin zum Weltpolitischen bedarf es vieler schmerzlicher und zugleich befreiender Abschiede vom Egoismus. Es braucht solche ohnmächtigen Kreuzwege durch Karfreitag und Karsamstag auf neues kraftvoll geschenktes österliches Leben zu. – Selig, wer den geduldigen Glauben an das neue österliche Leben nicht verliert und weiter auf der Suche bleibt! – Danke, dass ich solche suchenden, hoffnungs- und kraftstiftenden Kar- und Osterwege über viele, viele Jahre auf Burg Rothenfels in der Karwoche gehen und finden durfte. ■

Was nicht verlorengehen sollte

von Rainer Bucher

Alles, was folgt, steht unter einer doppelten Voraussetzung: Gott ist mit allen Zeiten, wirkt in allen Zeiten – das ist die Zusage Gottes an uns, seit alters her. Er wird auch in der Zukunft wirken, ganz unabhängig davon, ob wir an ihn glauben. Unser Glaube an die Liebe Gottes ist nicht die Bedingung dieser Liebe, sondern das Bekenntnis zu ihr. Und es gibt eine unaufhebbare Verborgenheit Gottes diesseits der uns verheißenen glücklichen Schau Gottes am Ende unserer Zeiten. Auch diese Verborgenheit ist eine Voraussetzung von allem, was ich zum Glauben sagen möchte.

Ich glaube an jenen Gott der Bibel, der in einer merkwürdigen Dialektik der Nähe und Distanz zu den Menschen bleibt. Er kommt uns Menschen nahe und schenkt uns dennoch oder gerade darin Freiheit, selbst vor ihm selbst. Er entzieht sich seiner Bemächtigung, selbst durch Jesus. Alle Götter, die dieser Dialektik nicht unterliegen, sind offenbar nicht der Gott

Jesu. Das sind etwa alle Götter, die im Munde ihrer Gläubigen Verfügungsmasse eigener Interessen sind, die nicht vom Einzelnen je neu in seinem Leben, in seiner Wirklichkeit ihre Entdeckung einfordern, sondern deren Präsenz behauptet und daher von den anderen Menschen einfachhin eingefordert wird. An sie darf man nicht nur nicht glauben, sie muss man bekämpfen.

Das zentrale Kriterium aber, um Gott in den vielen Phänomenen und Zeichen der Welt zu entdecken, ist offenkundig die Fähigkeit zu solidarischem Mitleiden. In Jesus werden Gottes- und Nächstenliebe radikal identifiziert. In den Worten des 1. Johannesbriefs: „Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott, aber seinen Bruder hasst, ist er ein Lügner.“ (1 Joh 4,19) Freiheit, Vertrauen und Liebe: Das ist der Kern des Glaubens an den christlichen Gott.

Wir leben in Zeiten eines kulturell hegemonialen Kapitalismus. Der knechtet, obwohl er Freiheit verspricht, er ist kontrollfixiert. Vor allem aber ist er gnadenlos. Das Christentum hat die Ressourcen, dem herrschenden kulturell hegemonialen Kapitalismus nicht zu verfallen. Diese Ressourcen wird man dringend brauchen. Denn das Christentum lehrt nicht die kapitalistische „gewinnorientierte Verwaltung der Welt“ (J.-L. Nancy), sondern das Leben in der Gnade, der Freiheit und der Liebe Gottes.

Das war schon immer wert, weitergegeben zu werden. Es ist oft verraten worden, auch und gerade in der Kirche. Aber die Zukunft wird es brauchen. ■



*„Die Burg ist für mich der Ort,
wo immer wieder Wege gesucht
wurden, wie Glaube, Freiheit und
Verantwortung zu leben seien.“*

Romano Guardini

Orte des Glaubens

Was an meinem Glauben ist es wert, dass es weiter gegeben werden sollte?

von Sr. Carmen Tatschmurat

Vor allem und als Erstes: Dass Gott eine Wirklichkeit ist, die wirklicher ist als alles Fassbare, wenn auch nicht greifbar. Dass er existiert. Denn das ist ja doch das, was allmählich nicht mehr tragend und prägend ist.

Dass er auf uns immer und überall wartet und zugeht. Bernhard von Clairvaux nennt es in seiner 5. Adventspredigt „medius adventus“: Zwischen der ersten Ankunft an Weihnachten und der Wiederkunft in Herrlichkeit steht die dritte Ankunft, in der Mitte

unseres Seins, im Jetzt, in jedem Augenblick. Und der Hl. Benedikt beschwört uns im Prolog geradezu (Psalm 95 zitierend): „Wenn ihr doch heute auf seine Stimme hörtet!“ – Es geht immer und jederzeit um das Heute, um das Jetzt. Hier und nur hier ist Gott zu begegnen.

Wie kann das geschehen, wie kann ich Gott hören? Die Initialzündung kommt von Ihm, und zugleich kann, ja muss ich mich dafür bereithalten. Lernen, ganz bei mir zu sein, immer und immer wieder üben, in der Gegen-

wart zu sein, in Seiner Gegenwart. Wenn Maria nicht ganz „bei sich“ gewesen wäre – hätte Gabriel dann mit seiner Botschaft eine Chance gehabt?

Wie genau dieser Übungsweg aussieht, dafür gibt es viele, viele Möglichkeiten. Das wäre ein nächstes Kapitel. Treue, Begleitung, Gebet, Zeiten des Rückzugs, Mitmenschen auf der gleichen Spur gehören dazu.

Ein Elternhaus, in dem ich das unspektakulär mitbekomme, wäre schön, ist aber immer weniger zu erwarten. Wichtiger ist wohl zunehmend, dass es für suchende Erwachsene Orte gibt, an denen sie, wie es eine Frau neuulich formulierte, „tangential andocken“ können. Das heißt, unbedingt weitergeben möchte ich auch, dass es diese Orte gibt, und dass es Menschen gibt, die diese Orte lebendig halten: Klöster, Geistliche Bewegungen, kleine Gebetskreise usw. ■

Essenzen künftigen Christseins

von Erich Garhammer

Es ist aktuell wahrlich nicht leicht, Essenzen des künftigen Christseins zu formulieren. Zu kontaminiert sind viele heutige Ausdrucks- und Realisierungsformen. Kurt Tucholsky hat vor 100 Jahren formuliert: „Eine solche Propaganda, wie die Kirche aktuell gegen sich selber macht, bringen ihre ärgsten Feinde nicht zustande. Ich bin zu fromm, ich bin ausgetreten.“

Für solche „Frommen“ müsste die Burg ein Ort sein. Sie haben in Romano Guardini einen Verbündeten. Die Theologie von Romano Guardini ist ohne Bezug zur Literatur und zur Kultur seiner Gegenwart nicht denkbar. Als er wieder einmal ein

ausgezeichnetes literarisches Werk gelesen hatte, schrieb er an seinen Priesterfreund Josef Weiger nach Mooshausen: „Ich lese eben in einem Buch. Es hat Größe, Schönheit, Zucht! Ich fühle mich als Katholik fast in einer verzweifelter Stellung. Immer aufs Neue kommt mir zu Bewusstsein, wieviel Größe, Reinheit und schaffende Kraft draußen ist, wie das, was drinnen schafft, Epigonentum ist; abgelegte Gedanken, Kompromisstchniken. Ich halte die Treue einem unsichtbaren, einem Wesenskern, der dahinter steht ... Mir ist manchmal, als sei eine unendliche Beschämung im Anzug. Und ich fürchte mich vor dem Augenblick, in dem mir ganz hüllenlos klar wird, wie armselig der wirkliche Katholizismus ist ... Man kann nur ausharren, den Geist lebendig halten. Den Sinn willig, damit geschehen könne, was durch einen hindurch geschehen muss. Manchmal will einen die vollkommene Skepsis fassen. Überduss an all dem Gewäsch und Gemache ... Warum muss das sein, dass die Verachtung der Gegner der Kirche so viel Recht hat? Aber wir müssen durch diese Verachtung hindurch. Es hat keinen Sinn mehr zu verbergen und zu verteidigen. Der

Glaube geht auf Gott und auf den Gotteskern in der Kirche und alles – aber uns selbst mit – müssen wir ins Feuer geben.“ (Brief vom 13. Juli 1924 aus Potsdam. Abgedruckt in: Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz (Hg.), „Ich fühle, dass Großes im Kommen ist“. Romano Guardinis Briefe an Josef Weiger 1908–1962, Ostfildern 2008)

Man muss die Erschütterung dieses großen Theologen an sich heranlassen, um zu spüren, was Beschäftigung mit Literatur für Theologie und Kirche heute bedeuten könnte: Banalisierungsprophylaxe, Erschrecken vor dem Gewäsch und Gemache, ein Antidotum gegen Selbstverzerrung und Selbstmarginalisierung durch kleine und ängstliche Fragen.

Die Burg müsste wieder zu einem vitalen Ort werden für das Gespräch mit der Gegenwartskultur. Literaten, Künstler, aber auch ganz einfache Menschen müssten hier einen Asylort haben, deren Leben Poesie ist, wie es unübertroffen Simone Weil formuliert hat. Sie war auf der Suche nach der Spiritualität in der Kirche, hat sie aber dort nicht

gefunden. Sie hat sich schließlich an die Seite der arbeitenden Menschen begeben, um dort die Gottespräsenz zu entdecken. Dabei ging ihr auf: „Die Arbeiter haben ein viel größeres Bedürfnis nach Poesie als nach Brot. Das Bedürfnis, dass ihr Leben Poesie sei.“ (Simone Weil, *Schwerkraft und Gnade*. München 1981, S. 238) Dass sie Poesie entbehren müssen, ist ihre Tragik, denn Arbeit ohne Licht der Ewigkeit, ohne Poesie, ohne Religion ist Sklaverei. Wieder wird deutlich: Poesie ist keine Verhübschungsstrategie oder artifizielles Beiwerk, Poesie ist elementar, sie ist Brot des Lebens. Wenn das Leben der Menschen Poesie ist, dann ist Liebe zur Sprache auch Menschenliebe und stellt uns vor die ernsthafte Frage: Warum so viel Sprachschlammerei in Kirche und Verkündigung, warum so viele Klischees und Trivialitäten? Wem das aufgeht, der fühlt sich nicht nur in der Poesie zuhause, sondern ganz nahe bei den Menschen. Und er bleibt an ihrer Seite. Es ist auch die Praxis von Papst Franziskus: er bringt die Poesie der einfachen Menschen zum Leuchten. ■

Was an meinem Glauben ist es wert, dass es weitergegeben werden sollte?

von Meinulf Barbers

- die Erfahrung, dass Gott jeden Menschen unendlich liebt, vor all seiner Leistung und trotz all seiner Schuld
- die Erkenntnis, dass Du mehr Möglichkeiten hast als Du ahnst, ganz zu schweigen von den ungeahnten Möglichkeiten Gottes mit Dir
- den Wunsch, das Leben auszurichten geortet, geerdet, durchatmet, durchtränkt
- dass Burg Rothenfels wichtige Anstöße zu ganzheitlichem Menschsein und gelebtem Christsein gibt
- die Einheit von Glaube und sozialem Engagement
- den Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung
- den Versuch, auf das Licht zuzugehen, so dass alle Schatten hinter Dir bleiben
- „Getröst, getröst – Du bist erlöst!“ (Joseph Wittig, 22.1.1879–22.8.1949)
- das Verständnis von Kirche als pilgerndem Gottesvolk, das – gestärkt durch Gottes Wort und Seine Sakramente – gemeinsam auf dem Weg ist zur Vollendung in Gott
- die Kirche als „meine Mutter und mein Kreuz“ (Marcel Legaut, 27.4.1900–6.11.1990, bei seinen Tagungen auf Burg Rothenfels)
- die Mitgestaltung der Liturgie
- die Ökumene zwischen den christlichen Kirchen in versöhnter Verschiedenheit
- die Eucharistische Gastfreundschaft mit allen christlichen Kirchen
- den Dialog zwischen den abrahamischen Religionen (die Abraham als ihren Stammvater ansehen – Judentum, Christentum und Islam) ■

Unglaublich!

von Alexander Susewind

Was an meinem Glauben ist es unbedingt wert, dass es an die nächste Generation weitergegeben werden sollte?“ Eine typische Rothenfelder Frage! Die Zukunftsperspektive kann nur gelingen, wenn die Schätze der Tradition für die Gegenwart aufgeschlossen und übersetzt werden – wie es in Rothenfels immer wieder geschieht. Gern möchte ich antworten – doch dann entdecke ich Stolperfallen in dieser Frage.

Sie suggeriert zum Beispiel, dass es heute darum ginge, die Elemente des Glaubens danach zu bewerten, ob sie für eine Zukunft noch taugen oder nicht: die guten ins Töpfchen, die schlechten ... So verstanden bezeugt schon die Frage selber eine Vorstellung, die eher Symptom der gegenwärtigen Glaubenskrise ist als Teil ihrer Lösung. Gewiss, der Umbruch ist da, und er ist angesichts des kirchlichen Reformstaus bitter nötig. Der Klerikalismus, ein demütigendes Frauenbild, die Kumpanei mit der Macht ..., es lassen sich viele Elemente nennen, deren Überwindung zu wünschen ist. Weil sie die Essenz des Christseins verdunkeln.

Aber mein Glaube kann im Kern nicht Gegenstand meiner Wahl sein. Er ist mehr als ein Mix von konfessionellen Einzelementen, die ich mir aus Gewohnheit, nach Nützlichkeit oder Gefallen zusammensuchen kann, vielmehr ein sich organisch und lebendig entwickelndes Beziehungsgeschehen, das immer neu geschenkt wird. Ich kann und muss zwar meinen Glauben formulieren, aber er wächst mir vor und jenseits von Reflexionen zu. In ihm geht es ja um alles, um Leben und Tod; wenn er nicht meine ganze Existenz vor der Ewigkeit trägt und umfasst, kann er nicht glaubwürdig sein. Schon das Wörtchen „unbedingt“ in der

Frage „was ist es unbedingt wert?“ verrät das ja, – nur ist jedes „Etwas“ eben: bedingt...

Und weiter: Stimmt das Bild vom Weitergeben überhaupt? Ist es nicht eher so, dass eine Generation von den vorherigen das übernimmt, was ihr Eindruck gemacht hat – und für sich daraus etwas Eigenes entwickelt? Nur wenig davon geschieht ja bewusst. Wenn es gut geht, dann nimmt sie sich etwas, das sie überzeugt hat und das sie brauchen kann. Noch einmal: Kann ich selber Herr meines Glaubens sein? Wer stiftet ihn meinen Nachkommen ein? Wie sollte ich

in der Hand haben, was weitergegeben wird? Vielleicht bleibt mir da nur das Wünschen – und das Beten.

Persönlich gesprochen: Das Glauben habe ich gewiss von meinen Eltern gelernt. Und gewiss wollten sie mir das „weitergeben“. Aber die konkreten Gestalten ihrer religiösen Praxis sind vergangen. Bleibend geprägt haben mich weniger vordergründige Elemente ihres Glaubens, von denen



sie sich wünschten, ich würde sie fortsetzen; umso mehr aber, was sie mir ganz allgemein vorgelebt haben – und das lässt sich nur schwer mit Worten einfangen: ihre grundsätzliche Haltung dem Leben gegenüber. Ihr Leben bezeugte, erprobte und beglaubigte, worin die „Essenz“ ihres Glaubens bestand. Das wird wohl ebenso für mich und meine Nachkommen gelten. Der Glaube will dem Leben dienen. Das Wort muss Fleisch werden.

Wenn ich an kommende Generationen denke, dann zuerst an ihr Leben; ich wünsche ihnen, dass sie in einer Welt leben, an ihr mitbauen können, in der Gerechtigkeit und Frieden für alle herrschen, hoffentlich mehr, als meine Generation das gerade zustande bringt. Es ist ja schon absehbar, welche gewaltigen (persönlichen, ethischen, politischen,

ökologischen) Herausforderungen wir unseren Nachkommen hinterlassen; weniger gut kann ich mir vorstellen, welche spirituellen Wege und Wegzeichen sie dafür brauchen werden. Was immer meine Kinder aus dem Beispiel meines Lebens und Glaubens für das ihre dienlich finden mögen, gebe ich herzlich gerne weiter. Möge es in ihnen weiterwachsen; möge es ihnen Mut machen, auch in komplexen und überfordernden Situationen Verantwortung zu übernehmen und schon kleine Anfänge zu achten.

Darum fällt am Ende jede Projektion auf die „Essenzen künftigen Christseins“ notwendig auf mich selber zurück: Ich muss mich fragen lassen, was mir mein Glauben in meiner Gegenwart bedeutet – und wohin er mich in meinem eigenen Leben bewegt. Mag mein Licht für sich gesehen auch schwach sein, – die Hoffnung auf ein zukünftiges Christsein entlastet mich ja nicht von dem, was heute beantwortet werden muss. Zur Essenz meines Christseins gehört darum auch das Vertrauen, dass ich nicht allein bin; dass nicht alles von mir abhängt. Ich verlasse mich auf den Geist lebendiger Beziehungen, auf ein Netzwerk von Menschen aus vielen Religionen, die die großen Fragen des Lebens offenhalten und sich nicht mit vorschnellen Floskeln und Vertröstungen abfinden. Dazu gehören auch die vielen Generationen von Suchenden und Glaubenden vor mir, deren Zeugnis uns

überkommen ist. Auch für künftige Generationen erhoffe ich daraus immer neue Inspiration.

Wenn ich mich nicht ständig um mich selbst drehen will, nicht alles abhängig machen will vom Wettlauf um Glück, Erfolg und Konsum, von der Stillung meiner Bedürftigkeit nach Anerkennung; wenn ich mich nicht zufrieden geben will mit vorgestanzten Identitätsangeboten; wenn ich von meinem endlichen Dasein, in dem doch alles Fragment bleibt, keinen letzten Halt erwarten will; wenn ich mich in der wachsenden Komplexität der vielen Perspektiven nicht verlieren will, kann das wohl nur im Gewahrwerden dessen erlöst werden, dass wir uns einer unverfügbaren Quelle verdanken. Wo ich mir gewiss werden darf, kann ich von mir absehen. Wo ich mich bedingungslos geliebt erfahre, kann ich auch Mängel und Scheitern besser ertragen. Nur vor dem Unbedingten werde ich mir ganz gelassen und frei. Jeder und jede Einzelne ist unbedingt gewünscht und geliebt. Ich hoffe, dass sich auch in Zukunft Menschen das gesagt sein lassen – und so glauben dürfen, dass es auf jede und jeden von ihnen unbedingt ankommt. Ich wünsche ihnen die Erfahrung dieser Freiheit, in der sie erst wirklich zu sich kommen. Ob sie dies jeweils als eine göttliche Spur verstehen oder nicht – ich wünsche ihnen die Gnade, an etwas so Unglaubliches glauben zu dürfen. ■



FOTO: DOMINIK MEXNER

Betrifft: Zukunft unseres Glaubens
Mitmachaktion in: Konturen 2 / 2018

In einer Beichte der letzten Jahre stellte ich dem Beichtvater die Frage, ob mein Wohl- und Geborgensein im Glauben nicht vielleicht eine Art Autismus sei. Er war entsetzt. Die Frage habe ich seither niemandem mehr zu stellen gewagt. Nur weiterhin mir selbst.

Auf den Glaubenswegen meines Lebens habe ich mich immer weiter von der Forderung nach Askese und nach der Sündenvermeidung entfernt - hin zu einer wachsenden Gottesbeziehung - bis hin zu einer Gottesliebe, ausgedrückt im unaufhörlichen betenden Gespräch.

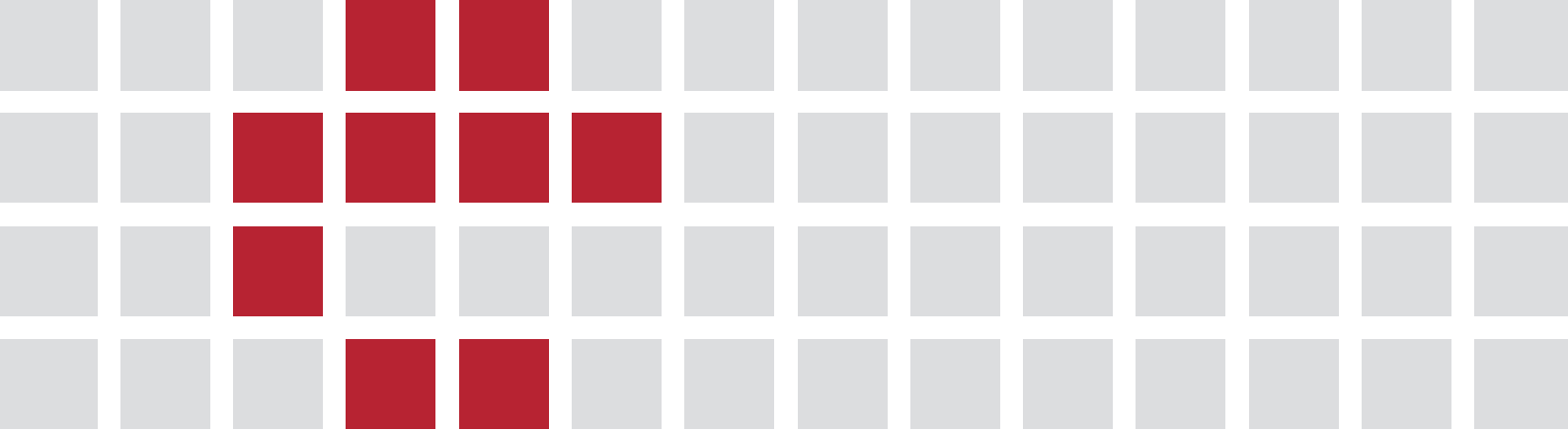
Dankbar, zu Gottes Volk zu gehören. Horchend auf Seine Weisungen. Im Bewußtsein dessen, einfach dadurch ein Segen zu sein so wie ich eben daherkomme, rundum.

Selbst ein Stück Kirche sein. Mittragen an ihrer Schuld durch die Jahrhunderte und auch heute. Aber auch tagtäglich mein Mittragen der Kirche an der Not der Welt.

Mich einfädeln in unser Kirchesein der Gegenwart auf der Suche nach ihrem Neuwerden.

Hildegard

90 Jahre alt



Impressum

Essenzen
Rothenfelser Burgbrief
Sonderausgabe 2020

Herausgeber (V. i. S. d. P.):
Vereinigung der Freunde
von Burg Rothenfels e. V.
97851 Rothenfels
www.burg-rothenfels.de

Redaktion:
Phillip Fuhrmann, Claudia
Hamelbeck, Brigitte Hutt
Gestaltung:
Gunnar Floss, floss-design.com

Bildnachweis:
Soweit nicht anders angegeben
Burg Rothenfels oder privat
Gedruckt auf
PEFCTM-zertifiziertem Papier